

Bocholter-Borkener Volksblatt

Rheider Volkszeitung

Kreisblatt des Stadtkreises Bocholt. Bocholter Ausgabe des Westfälischen Volksblattes. Nr. 48

Amtholter-Mellburger Zeitung

Nr. 48

Montag, den 18. Februar

1924

Die Pfalz- und Rheinkundgebung in Berlin.

Ein machtvolleres Bekenntnis für den deutschen Rhein.

W. Berlin, 17. Febr. (Drath.) Im Reichstag fand heute eine machtvolle Kundgebung für die deutsche Pfalz und das deutsche Rheinland statt. An den Regierungstischen saßen u. a. Reichstagspräsident Marx, Reichsminister Dr. Brauns, der Minister für die besetzten Gebiete, Dr. Hüffe, Reichsverkehrsminister Döber und Minister Severing eingeladen. Von den Reichstagsfraktionen waren vornehmlich die Pfälzer Abgeordneten erschienen.

Konferenzpräsident Hüffe begrüßte die Versammlung. Der deutsche Gesandte in Wien, Dr. Pfeiffer, selbst ein Pfälzer, brandmarkte den Hochverrat der Separatisten. Je mehr Unrecht geschieht, desto fester und sicherer werden die Herzen dort dem Deutschland gehören. Nicht in dumpfen Seufzern und Wehklagen wird die Befreiung eines Volkes geboren, sondern nur den Blick emporgerichtet zum Himmel und zu den Sternen. Denn die ewigen Rechte jedes Menschen und jedes Volkes sind unzerstörbar und ewig wie der Glanz der Sterne, wie unsere Hoffnung und unserer Zukunft. (Sturm. Beifall.)

Minister Dr. Hüffe nahm sodann das Wort und dankte im Namen der Reichsregierung für diese Kundgebung. Die Reichsregierung habe ihrerseits alles getan, um an Rhein und Ruhr zu helfen. Das Ziel der Reichsregierung ist, auf dem Boden des Status quo, unter Hinzunahme der Opfer des unbesetzten Gebietes, der politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten Herr zu werden. Unsere Brüder an Rhein und Ruhr haben eine geradezu bewundernswürdige Widerstandskraft gezeigt. Der Minister hofft, daß die Entschlossenheit der deutschen Völker die Grundlage bilden werden für eine endgültige Lösung der Frage der Reparationen und damit auch der Frage des Schicksals unserer Brüder an Rhein und Ruhr. Wir haben das Recht, zu erwarten, daß in den nächsten Monaten eine endgültige Lösung gefunden wird. Die Politik der Reichsregierung läßt sich in dem einen Gedanken zusammenfassen: „Ein großes deutsches Volk, einig nach innen und frei nach außen! Der Minister brachte dann ein Hoch aus auf das deutsche Volk, das Vaterland, unsere Brüder an Rhein und Ruhr und in der Pfalz. Begeistert stimmte die Versammlung dreimal in diesen Ruf ein und sang dann stehend das Deutschlandlied.

Die Kundgebung fand dann ihre Fortsetzung vor der großen Festschönheit mit einem Konzert auf dem Königsplatz.

Gegen 12½ Uhr trat Reichstagspräsident Marx mit seiner Begleitung aus dem Reichstagsgebäude auf die Freitreppe, mit ihm Gesandter Dr. Pfeiffer, der von dort aus vor der versammelten Menge eine martige kurze Ansprache hielt. Stürmischer Beifall der Zuhörer erscholl über den weiten Platz.

Empfang beim Reichspräsidenten.

W. Berlin, 17. Febr. (Drath.) Der Reichspräsident empfing im Anschluß an die Pfalz- und Rheinkundgebung die Veranstalter der Berliner Kundgebung. Sprach ihnen seinen Dank aus und betonte in der Erwiderung auf dem ihm erstatteten Bericht, daß diese aus freier Entschlossenheit der Berliner Bevölkerung erwachsene machtvolle Kundgebung, die durch ähnliche Veranstaltungen im Reich noch eine weitere Steigerung erfahre, der Bevölkerung in der Pfalz, an Rhein und Ruhr zeigen werde, daß das ganze deutsche Volk in Treue und Dankbarkeit sich mit den um Freiheit und Menschenrechte kämpfenden Brüdern und Schwestern verbunden fühlt. Von der Reichsregierung werde nach wie vor alles getan, um das Los unserer Volksgenossen zu erleichtern und ihnen Freiheit, Kultur und Frieden zu bringen.

Kundgebung gegen den Verfall der Friedensnotlage.

W. Berlin, 17. Febr. (Drath.) Die heute in der Aula der Universität zu einer Kundgebung gegen das Versäuln des Diktat verammelten Angehörigen von mehr als dreißig neutralen und ehemals freischaffenden Nationen hatten einmütig eine Entschlossenheit, in der sie erklärten, daß ihre Völker sich in den Beziehungen zum deutschen Volk und seinen ehemaligen Verbündeten durch Ausschaltung des normalen Friedenszustandes auf eine unabsehbar lange Zeit kulturell und materiell geschädigt fühlen und feststellen, daß durch die kulturellen militärischen Beziehungen, verbunden mit gewalttätiger Unterdrückung der Hauptproduktionsgebiete, die die Wiederaufbau und der Wiederaufbau effektiv verhindert werde. Sie handeln daher in eigener Sache, indem sie die Revision der Friedensdiktate fordern.

Der „Temps“ zu den schwebenden politischen Fragen.

Gen. Paris, 17. Febr. (Drath.) In seinem Leitartikel, der zweifellos als der Ausdruck von Gedankenängsten anzusehen ist, die in gewissen maßgebenden französischen Kreisen vorherrschen, beschäftigt sich der „Temps“ mit dem gestrigen Empfang des deutschen Botschafters von Hüffe bei dem Präsidenten der Republik Millerand und der dabei gehaltenen Rede des deutschen Botschafters. Der „Temps“ schreibt, die Rede, die gestern von dem deutschen Botschafter gehalten worden sei, habe denselben Ton, mit dem er in den Zeiten zu sprechen pflegte, als er noch Geschäftsträger war. Aber der Ton schloß die Desorientierung nicht aus. Wenn Hüffe an die Schwierigkeiten erinnert habe, die zu überwinden seien, um die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland befriedigender zu gestalten, so müsse demgegenüber festgestellt werden, daß das französische Volk diese Schwierigkeiten oft genug bemerkt und in offiziellen Erklärungen von jenseits des Rheins geäußert habe. Das allgemeine Leitmotiv sei es zu sein, auswärtige Kredite zu erhalten, ein Moratorium abzuwarten und nicht zu bezahlen (1). Frankreich seinerseits habe bereit, um gerechte und friedfertige Abmachungen zu verhandeln, vorausgesetzt, wie Millerand ausgeführt habe, daß das auf Gegenseitigkeit beruhe. Die Lösung vor der Welt liegt in der Hand der Völker. Die von Millerand dargelegte Politik stimme in ihren Grundzügen mit derjenigen Macdonalds überein. Der Völkerbund sei auf die Achtung vor den Verträgen aufgebaut und so seinerseits beauftragt, für die Achtung vor den Verträgen zu sorgen. Wenn Deutschland beweise, daß es es der Präsidenten der französischen Republik auffordere, warum solle es dann nicht sein Eintreten in den Völkerbund verlangen, wozu es Macdonald einlade. Der „Temps“ zählt dann die verschiedenen Flappen auf, die die Verhandlungen nach den Sachverständigenberichten zwischen den Alliierten zu durchlaufen haben würde und meint, daß dieses sich bis etwa Ostern hinziehen könnte, allenfalls könnten noch andere Verzögerungen eintreten. Deutschland hoffe mit dem Kredit, den die Schacht in London erhalten werde, bis dahin leben zu können. Dieser Kredit sollte eigentlich der Bedingung unterworfen sein, daß Deutschland den Entwurf seiner Finanzreform durchführe, den die Sachverständigen aufstellten. Diese Bedingung sei nicht erfüllt. Gewähre man Deutschland vorher Kredite, so werde man Frankreich und Italien benachteiligen. Jedenfalls müsse man die Gefahr der Unentschiedenheit und der Unberechenbarkeit vermeiden. Die französische Regierung, so schließt der „Temps“ seine Ausführungen, verstehe sich nicht auf die Notwendigkeit der Beschränkung. Man könne sicher sein, daß sie Wert darauf lege, jeden Tag Verlust zu vermeiden. Sie habe den Wunsch, daß die Sachverständigenuntersuchung einmütige und vollständige Resultate ergeben.

Opposition in England gegen deutsche Notlage.

Gen. London, 17. Febr. (Drath.) Eine Versammlung zugunsten der Hungerhilfe in Deutschland, die in Bath abgehalten werden sollte, wurde von radikalen Elementen gesprengt. Bei Beginn der Rede des Vorsitzenden stürzten die in Bath, worauf der Vorsitzende antwortete, das sei um so beschämender für die Stadt. Schließlich mußte die Versammlung Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen.

Ein neuer Wiederaufbaufond in Frankreich.

Paris, 17. Febr. Die französische Presse hatte sich in letzter Zeit mit einer Untersuchungsaffäre beschäftigt, bei der es sich um von Deutschland auf Reparationskonto gelieferte Materialien handelte. Aus Douai wird dazu berichtet, daß diese Affäre unerwartete Formen annimmt. Auf Ersuchen des Vize-Untersuchungsrichters nahm der Polizeikommissar von Lille eine genaue Untersuchung in der Gegend von Douai vor, die zur Verhaftung eines angeblichen Industriellen, Deleuze, der vor dem Kriege ein kleiner Eisenhändler war, hat. Nach dem Waffensstillstand durch den Verkauf von Eisen, das aus dem Ruhrgebiet geliefert wurde, ein ungeheures Vermögen erworben. Aus seinen Abrechnungen geht hervor, daß er mehrere Tausend Wagen Eisen verkauft hat. Außerdem gibt er selber zu, für ungefähr fünf Millionen Franken unter dem falschen Namen Betrag liegt. Man glaubt, daß noch etwa 30 weitere Anlagen erhoben werden, und daß weitere Verhaftungen bevorstehen.

Die Schweiz für den Achtstundentag.

Gen. Genf, 17. Febr. (Drath.) Bei der heutigen Volksabstimmung über die Revision des Artikels 48 des schweizerischen Gesetzes über die Arbeitszeit in den Fabriken, wurde bei einer durchschnittlichen Beteiligung von 76 Prozent die beabsichtigte Verlängerung der Arbeitszeit mit großer Mehrheit abgelehnt. Für die Verlängerung stimmten 214 000, dagegen 431 341 Stimmen.

Pfalsch ist deutsche Not.

Die Pfalz ist von Tyrannen befreit, die deutschen Beamten, Nachrichten heißt, deutschen Land ist deutschen Behörden wieder gegeben. Der seelische Druck, die körperliche Behinderung und die große Not hat die deutsche Volkseele zum Aufstehen gebracht und eine Reaktion hervorgerufen, die man nur als ein Strafgericht bezeichnen kann. Das verbrecherische Gefindel, das nun schon seit dem Herbst vergangenen Jahres Stadt und Land terrorisiert, wurde von der empörten Bevölkerung seiner Strafe zugeführt. In Birmensdorf und in anderen größeren Orten der Pfalz hat das Volk zur Selbsthilfe gegriffen und die verbrecherischen Horden folgeschlagen, wie man tolle Hunde erschlägt. Mit Dreifachein und Hiebaffen aller Art ging man gegen die Banditen vor. 28 von den führenden Separatisten, darunter der berüchtigte „Regierungskommissar“ Schwab, sind in diesem mörderischen Ringen, bei dem bürgerliche Leute gute Arbeit vollführten, umgekommen. Schwere Opfer sind auch auf deutscher Seite zu beklagen. Aber der Jörn der deutschen Bevölkerung ist erwacht, und keine Parteinahme der französischen Besatzungsbehörden wird die sonst so ruhigen Pfälzer davon abhalten, restlos mit der Räuberwirtschaft aufzuräumen und das Land der rechtshändigen bürgerlichen und deutschen Verwaltung zurückzugeben. Ein solches gewalttätiges Aufbegehren war nur möglich, weil die Bevölkerung über alle Maßen geplagt und gekümmert und seelisch gemartert worden war. Keine Feder kann die Greuelstaten der separatistischen Verbrecherhorden, das Unmaß von Verbrechen, Mord, Schlägen und Schikanen und dem französischen Aggressionskrieg, dem die Pfalz in den letzten Monaten ausgesetzt war. Alle Parzelle von Recht und Ordnung waren aufgehoben, die Rechtssicherheit illusorisch gemacht, das Eigentum gefährdet, kein persönlicher Schutz mehr, die Verwaltung planlos, freiheit war praktisch aufgehoben. Tausende von Beamten wurden verhaftet, ausgewiesen oder schamlos unter entehrenden Bedingungen in den Gefängnissen. Der separatistische Mob herrschte auf den Straßen und in den öffentlichen Gebäuden. Schwerbewaffnete Verbrecher durchzogen das Land, nisteten sich in den Regierungsgebäuden ein und übten eine Schandwirtschaft aus, während des waffenlosen Krieges und in der Zeit der Raubzüge Ludwig des Vierzehnten dagewesen ist. Die französische Besatzung duldet alle diese Greuel und Hebelarbeit oder begünstigt sie. Bis vor wenigen Tagen ließ General de Metz mit seinem Stab von Bezirksdelegierten den Separatisten jede Unterstützung angedeihen. Wie sein berühmter Vorläufer, der General Molac in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Pfalz durch Mord und Brand in eine Finsternis verurteilt hat, wie er rücksichtslos Burgen, Schlösser, Dörfer und Bürgerhäuser dem Erdboden gleich gemacht hat, so versucht heute der französische Oberkommandierende auf anderem Wege, aber mit dem gleichen Ziele, nämlich mit dem Ziel, die Pfalz der französischen Republik einzuverleiben, die Bevölkerung zu tyrannisieren und einzuschüchtern und das Land langsam aber sicher mit allen Mitteln der Knechtschaft und des heillosen Drucks für die französische Herrschaft reif zu machen. Der englische Generalkonsul Clive hat es ausgedrückt, daß wenige Minuten genügen würden, um den pfälzischen Boden von Separatistengehülse rein zu legen, wenn die französischen Besatzungstruppen nur 3 Minuten wirkliche Neutralität beobachteten. Solange der General de Metz der Wehr hat, daß er alle Teufel auf die Pfalz loslassen werde, in Sperr herrscht, wird keine Ruhe in dem Lande eintreten. Die Pfalz kämpft einen schweren Kampf um ihre Existenz als deutsches Land. Wir im Reich können die Pfälzer nicht mit Waffen unterstützen, wohl aber können wir ihnen den Mut stärken und ihre furchtbare körperliche und seelische Not lindern. Pfälzer Not ist deutsche Not. Helfen wir alle dazu mit, daß die Pfalz deutsch bleibe und die französischen Anwerbspläne an der unentwegten deutschen Gefinnung der schwergeprüften Pfälzer scheitern!

Französische Wandlungen.

Wenn nicht alles täuscht, so stehen wir doch jetzt vor einem grundsätzlichen Wandel der französischen Auffassung in der sogenannten Völkerpolitik. Während bisher die französische Regierung auf dem Standpunkt stand, nicht eher das nachgekommen sei, als man sich nun jetzt ein bemerkenswerter Wandel infolge geltend, als man doch durch die jüngsten Ereignisse davon sich hat überzeugen lassen, daß die Beibehaltung einer solchen Politik zu allererst die französische Wirtschaft ruiniert. Nach immer häufiger werdenden und vor allem französischen Mittellungen beginnt sich in den französischen Kreisen ein Wandel in der Auffassung der Pfalz zu vollziehen, daß man auch mit einem anderen als dem Ruhrfranzösischen Interessen geben würde, wenn es geeignet wäre, den einen der wichtigsten Folgen der Berliner Beratungen der Sachverständigen-Ausschüsse, die nun jetzt in Paris fortgesetzt werden. Innerhalb dieser Ausschüsse hat sich nämlich einstimmig darüber ergeben, daß es irgendwelche Möglichkeiten für eine Lösung der Reparationsfrage überhaupt nicht gibt, wenn nicht die Voraussetzungen erfüllt sind: Einmal: die vollständige Sicherung der deutschen Souveränität, zum zweiten: die vollständige Wiederherstellung der deutschen Verfassungseinheit und drittens: Die Aufstellung einer vollständigen deutschen Zollunion. Diese Auffassung ist, wie gesagt, einstimmig gewesen, die französischen Mitglieder haben sich völlig mit ihr einverstanden erklärt. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß, da wir aus unserer eigenen Wirtschaft Möglichkeiten für Kredite nicht ausschöpfen können, vielmehr der ausländischen Kredithilfe bedürfen, eine internationale Anleihe nur erzielt werden kann, wenn diese drei Erfordernisse erfüllt sind. Wir würden ganz sicherlich von der größten Kapitalmacht der Welt, von Amerika, nicht einen Cent erhalten, wenn beispielsweise die französische Rechte Reichsbeiträge, die Eisenbahn, in zwei Teilen verpfänden würde. Es gibt eine internationale Anleihe nur auf der Grundlage des ungetrübten und uneingeschränkten Reichseisenbahnverkehrs. Denn das

fort, die Anse
der Deutschen
und die Wieder
der Ruhrbes
der Auffassung
eine deutsche Reichs
schon ohne die
ar. Das Deutsche
seiner Grenzen
vor großen
Beitrag zur
ie Frage der
ne Frage der
aßler erinnerte an
der Vertreter des
h die Befähigung
ang gleichbedeutend
en und der Weg
m belebten Gebiete
Die Frage muß in
den. Der Medner
und wies darauf
die Deutschland bei
ht hätte. Mit dem
bleiben. Den Sach
h der deutsche Staat
illen Streitigkeiten
t eines Kulturstaats
um, Kredit zu
ach für die deutsche
ung stabil in
Das Ausland sehe
Innere Ordnung
daß wir dies den
ten. (Stürmischer

über haben, deren
g behält wird.
ne des Ange
ne Staaten in
r Entente un
ch ziemlich beweis
London, dem man
fogar ein Denkmal
st und sich darüber
ungsabsichten scharf
der Präsident keine
der Historiker nur
weil es keinen an
nigten Staaten in

er, da selbst in Mit
Friede einen Ver
Staaten hätten sich
let, die Grundzüge
n also hier nur die
der ihn zum Be
Stand der vorlie
Danach wollte Wil
Punkte zustande
n Rückfrage nach
nem Kampfe gegen
Abwesenheit abzu
igen unterminiert,
ahr, daß er in der
Infolgedessen kam
in Kompromiß mit
itten im harten
physisch nieder und

in vierzehn Punkten
lung, daß bei uns
Vertrauen auf die
ese Legende ist eine
der damals an den
die Waffen nieder
es dringend ver
n dann diesen wir
erzogen Punkte. Ob
zu wenden, den wir
ist eine andere
ation uns genügt,
Recht. Der Friede
während er sonst
überlegen gewese

und.
Becken Dirpach
stärksten Chronist
hört, die einzigen
auf einen erlosche

er, und nach ihrem
be. Wo sind Sie

titut, wo ich Woh
schiffes nicht in
und fülle nun den
schreiben aus."

braucht!"
ieder?"

günstige Stelle be
et. Sie ist aller
zurückgezogen mit
wie eine Sechzig
Haus, niemand
er sie mit Raunen
Ich erwähne vor
Sie können dann

günstigkeit schloß
Dame wohnte, ge
sie sich durch einen
In einem mittel
dessen verhängen
der Besucherin
gebeugte Haltung
wurde durch die
ich helle Stimmu
cht.

— Kräusen Ehr
gepielt."
über die Rechte
n Goethes Enkelin
schen Anwesenlich
ren gemeinsamen
n der Schweigen

Die Dame mit der Maske

Kriminalroman von Gertrud von Brodtkorb

9) Elvenpoel hielt inne und sah den Grafen scharf ins Auge. Dessen Züge drückten ungeheure Spannung aus. „Was war das für ein Schriftstück, Herr Doktor?“ „Es war das Testament Ihres Herrn Bruders“, sagte Elvenpoel, den Grafen unausgesetzt fixierend. Die Spannung in Marwelts Zügen machte dem Ausdruck einer leisen Enttäuschung Platz.

„Das überrascht mich nicht sonderlich, Herr Doktor. Mein Bruder erwähnte mir gegenüber vor etwa vierzehn Tagen, daß er sein Testament gemacht hätte. Er hatte schon früher bisweilen Todesahnungen.“

Elvenpoel zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ich muß nach diesen Mitteilungen annehmen, daß Sie auch über den Inhalt des Testaments vor dem Ableben Ihres Herrn Bruders orientiert gewesen sind.“

„Nein. Mein Bruder erwähnte mir gegenüber die bloße Tatsache. Es überraschte mich offenkundig ein wenig, daß er überhaupt von einem Testament sprach. Da nach den landesüblichen Gebräuchen kein anderer als meine Schwägerin als nächste Erbin in Betracht kommen konnte, so war solches meinem Dafürhalten nach höchst überflüssig.“

Er verstummte, weil er Elvenpoel lächeln sah. „Sie irren sich, Herr Graf!“ sagte der Detektiv mit bestimmter Betonung. „Das Testament war keineswegs überflüssig.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich berichte die Tatsachen am besten wohl chronologisch. Ich fand also das Testament und hielt es für meine Pflicht, die Gräfin von meinem Tante in Kenntnis zu setzen. Diese zeigte sich über meine Mitteilung ganz außerordentlich erstaunt, da sie ihrer Annahme nach von der Existenz eines Testaments bisher keine Kenntnis gehabt hatte. Das machte mich stutzig. Ich schlug ihr vor, an den Amtsrichter Breitmann zu telefonieren und eine sofortige Öffnung des Testaments zu beantragen. Und nun kommt das Überraschende, Herr Graf.“

Elvenpoel erhob unwillkürlich die Stirn.

„Ihr Herr Bruder setzt nämlich keineswegs seine Gemahlin zur Universalerbin ein, sondern bestimmt Ihnen — Ihnen, Herr Graf, den Hauptanteil seines Vermögens mit der Bestimmung, der Gräfin davon den ihr zukommenden Pflichten auszuwählen.“

Elvenpoel schwie. Das Gesicht des Grafen war fahl.

„Verzeihen Sie, Ihre Mitteilung kommt mir völlig überraschend.“

„Nicht mehr als Ihrer Frau Schwägerin, die bei der Verlesung des Testaments sofort in Tränen ausbrach.“

Der Graf ließ mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Wirklich? Sie stehen und frage mich: „Nun es das, was Sie unter den mich belastenden Ergebnissen Ihrer Untersuchung verstanden wissen wollen, Herr Doktor?“

„Es ist jedenfalls ein Moment, das unter Umständen sehr zu Ihren Ungunsten ausgelegt werden könnte.“

Der Graf brach in ein heftiges Gelächter aus.

„Ja — ich verstehe! Die berühmte Frage nach dem Motiv, nicht wahr? — O es ist lächerlich. Es ist hinüberbrannt.“

„Es beruht Elvenpoel ebenfalls, den Grafen von „dem Motiv“ freizusetzen zu hören. Hatte er selbst nicht vor ein paar Tagen dem alten Sanktitzel gegenüber Ähnliches geäußert? Und hatte er gestern bei der Verlesung des Testaments nicht eine fast aufwendende Freude darüber verspürt, den Beweggrund der Tat gefunden zu haben, eine Freude, die allerdings schon im nächsten Augenblicke von Zweifel erstickt worden war?“

Das Lachen des Grafen verstummte plötzlich. Ein schwerer, fast drohender Ernst überlachte seine Züge.

„Und Sie ahnen noch nicht einmal, wie belastend die Ergebnisse Ihrer Untersuchung für mich sind, Herr Doktor. Vielleicht tue ich ein gutes Werk, wenn ich Ihnen die Nachforschungen nach meinen Vermögensverhältnissen erlaube.“

„Ich besitze nämlich nicht viel mehr als das, was ich auf dem Leibe trage und in meinen beiden Verköstern mit mir führe. Das Talent, Schätze zu sammeln, ist mir wahrheitsgemäß von der Natur verweigert worden. Meine kaufmännische Laufbahn brühen in Südamerika war nicht erfolgreich. Ich verdiente ziemlich gut, aber ich verbrauchte auch viel, da ich meiner Gesundheit wegen in beständiger Sorge sein mußte. Aus diesem Grunde fasste ich

vor einigen Monaten den Plan, nach Europa zurückzukehren. Ich hoffte, daß es mir möglich sein würde, meine Gesundheit durch einen längeren Aufenthalt in Garmisch zu kräftigen und daß mein Bruder mir dann bei der Erlangung irgend einer Anstellung behilflich sein könnte.“

Elvenpoels Gesicht drückte Zweifel aus.

„Sie schienen demnach der Entzweiung, die kurz vor Ihrer Abreise zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Bruder eintrat, nur geringe Bedeutung beizumessen.“

An den Schläfen des Grafen erschien eine fahle Röte. Elvenpoels Bemerkung verwirrte ihn sichtlich.

„Was die Entzweiung zwischen mir und meinem Bruder anbelangt, Herr Doktor, so walteten damals Gründe vor, die zu der zwischen uns zu verhandelnden Angelegenheit in durchaus keiner Beziehung stehen. Ich gebe zu, daß die Schuld an dem Zerwürfniß lediglich auf meiner Seite lag. Ich habe einseitig und hartnäckig gehandelt und in der Folgezeit Mühe genug gehabt, mein Benehmen auf das Bitterste zu bereuen.“

Was mich wieder nach Europa trieb, war neben der Sorge um meine Gesundheit der heftige Wunsch nach Veröhnung.“

Der Graf schluckte schwer und fuhr dann sehr ernst, fast mit einem Ausdruck von Feindschaft fort: „Ich bitte Sie, mir dies auf mein Wort hin zu glauben, Doktor Elvenpoel.“

Mit Elvenpoel ging in diesem Augenblicke eine sonderbare Veränderung vor sich. Für den Bruchteil einer Sekunde schien ein großes, blickartiges Licht in seiner Seele aufzuzucken.

Er schaute mit vollkommener Deutlichkeit: Der Mann vor ihm, der die Wahrheit. Er ist ganz unerschütterlich. Er weiß von dem Testamente ebenso wenig wie von den Fußspuren.

Dann erlosch das Licht wieder. Was zurückblieb, war die Überzeugung, daß der Graf zu dem Morde in keinerlei Beziehung stünde.

Aber der nächtliche Ausflug hatte wieder durch Elvenpoels Händchen. Der Detektiv wurde unruhig, Möglichkeiten tauchten vor ihm auf und zerflatterten wieder.

Der Graf mußte in der Nacht des 11. Juni auf dem See gewesen sein. Es gab keinen anderen Ausweg.

Elvenpoel näherte sich dem Grafen, der wieder aus Fenster getreten war und auf die sonnenklümmenden Rasenflächen des Parks blickte.

„Eben damit ich Ihren Worten betreffs des Testamentsinhalts Glauben schenken soll, bitte ich Sie, mir auch das Ziel Ihres nächtlichen Ausfluges vom elften Juni anzuvertrauen.“

„Herr Doktor!“ lachte der Graf verzweifelt.

„Sie brauchen keine Indiskretion meinerseits zu befürchten.“

fuhr Elvenpoel mit farblosler Stimme fort. „Sie müssen nämlich wissen, Herr Graf, die Untersuchung hat auch in anderer Hinsicht verwickelte, Sie belastende Ergebnisse gezeitigt.“

„Noch in anderer Hinsicht?“

„Der Kommissar Bud hat mit mehreren Schülern die Ufer des Klein-Belmer Sees abgesucht und dabei die Anlegestelle des Bootes gefunden.“

„Ich kann nicht mehr tun, als Ihnen die Versicherung geben, daß ich die fragliche Nacht in meinem Bette verbracht habe.“

„Anschließend des Tattatsachenmaterials ist diese Versicherung recht unklar, Herr Graf. Denn neben der Anlegestelle des Bootes in dem Wäldchen dicht vor der Stadt Belsow fanden sich abermals Fußspuren.“

„Wenn der Verbrecher meine Stiefel hier im Garten getragen hat, wird er sie ebenso gut am andern Ufer des Sees getragen haben können.“

„Aber neben diesen Fußspuren fand sich noch ein anderes, Herr Graf, das den Verdacht sehr nahe legt, der Ausflugs Mannes, der sich Ihrer Stiefel bediente, habe sich nicht nur in die nächtliche Umgebung erstreckt. Es fanden sich deutliche Spuren eines Motorrades, das den Abhang hinabgeführt und ganz in der Nähe der Bootsanlegestelle unter herabhängenden Weiden zweilen verborben worden war.“

Marwelts schwie.

„Was sagen Sie zu dieser Mitteilung, Herr Graf?“ fragte Elvenpoel.

„Nichts! Wenn ich Ihnen die Antwort erteile, daß ich von dem Motorrad ebenso wenig wüßte wie von den Fußspuren, werden Sie mir höchstwahrscheinlich doch keinen Glauben schenken.“

Domäne des meerberrschenden Albion? Bis auf 100 Meter Entfernung hat sich die „Emden“ genähert, nun wird es Zeit, abzugeben, um ein Kammern mit dem sorglosen Seefahrer zu vermeiden. Mit 50 Meter Abstand steht sich die „Emden“ rechts neben den Dampfer. Noch immer Grabesstille. Da tönen plötzlich die tiefen Stille schaurig durchhallend, die Worte: „Stoppen Sie sofort!“ durch ein Sprachrohr dem „Mache“ haltenden Offizier des Dampfers entgegen. Ein kurzes Schweigen. Die freundliche Aufforderung wird in englischer Sprache wiederholt und ein nicht enden wollendes Herden aufregendes Sirenengeheul, von dem Dampfer ausgehend, weckte auch den tiefsten Schlaf. Weißer Dampf strömt aus dem Schornstein, das sichere Zeichen, daß die Maschinen still stehen. Endlich läßt auch der Wachtmeister auf dem Dampfer den Sirenenhebel los und ruhe tritt ein. Stille und friedlich liegen die Schiffe nebeneinander. Die „Markomannia“ geleitet sich als dritte im Bunde dazu. Ein Boot mit dem Brillekommando geht auf der „Emden“ zu. Rastlos und fahrt zur sicheren Brücke. Was werden die nächsten Minuten bringen? Ist es ein Feind oder ein Neutraler? Da ruft auch schon der Signalfeld des Brillekommandos ein: „Dampfer Vontorvos, Gleiche, auf der Fahrt von Raskutta nach Colombo!“ Solch ein Befehl. Der erste Dampfer gleich ein Pfeil. Von der „Emden“ verlassen, wird er nichts Besseres zu tun haben, als den ersten besten Hafen anzuliegen und die Unwesenheit verraten. Wie ein Lauffeuer wird sich diese Nachricht nach allen Häfen verbreiten und aus ist es mit der guten Strecke. Ein zweites Signal. Was wird es bringen? „Sechstausend Tonnen englische Kohle, für englisches Kreuzerflottenboot bestimmt. Was geschieht mit dem Dampfer?“ Ein frohes Aufatmen. Das Schiff hat sich bewährt. „Der Dampfer ist beschlaggenommen, da er Bannware führt“ lautet das Gegenmand. Ein Wutgeheul des griechischen Kapitlans ist die Antwort. Doch alle Proteste nützen ihm nichts. Der Rang ist eine unantastbare Priße. Doch wohn mit ihm, das ist die nächste schwere Frage. Verfechten ist unmöglich, denn das Schiff ist griechisches Eigentum. Ein Hafen ist ein Luxus, den die „Emden“ bedauerlicherweise nicht kennt. Der Inhalt des Dampfers ist aber so wertvoll, daß ein Verzicht darauf, nicht angänglich ist, denn der Vorrat an Kohle auf der „Markomannia“ ist auch nicht unerschöpflich; so bleibt nur der letzte Ausweg. Das „Gefährdeter“ wird um eine Einheit „verfälscht“. Ein deutsches Kommando befindet auf dem „Vontorvos“ und mit frohem Mut geht die Fahrt voran.

„Emden“-Fahrten

„Frisch auf zum frühlichen Morgen!“

Mit 10—12 Seemeilen Fahrt kreuzte die „Emden“, treu begleitet von der „Markomannia“ im Indischen Ozean. Eine überaus freundliche und zuversichtliche Stimmung herrschte an Bord. Und warum auch nicht? Die Gräfin hat sich auf der bisher ungeschicklichen Reise nur von der besten Seite gezeigt. Ist in der ganzen Zeit auch keine Reute gemacht worden, so liegt dies ja ganz im eigenen Interesse, denn der Anmarsch zum eigentlichen Jagdgebiet, dem Golf von Bengalen, soll sich unbedenklich vollziehen, und dieses Ziel ist fast erreicht. Langsam nähern wir uns dem Ganges am Golf. Im Schutze einer kleinen „Sumatra“ vorläufigen Insel werden die Kohlenbestände nochmals aus der Markomannia aufgefüllt, und die Treibjagd beginnt.

Wie immer vollkommen abgelenkt, erreicht die Emden in den ersten Septembertagen die Dampferfabrik Raskutta-Colombo. Tief dunkle Nacht. Die Wache steht alarmbereit auf ihren „Klar-Schiff“-Stationen. Jeden Augenblick kann ein Feind bereit. Das Signalpersonal auf der Brücke, mit guten Gläsern bewaffnet, sucht unausgesetzt das weite Meer ab. Kein Schiff darf ungesehen passieren, denn der Erstentscheidungsgehalt. Die mitgenommenen frischen Lebensmittel sind zur Reise geeignet. Sie in Säcken zu verpacken ist unmöglich. Es gilt also, Reue zu machen. Wird sich die Göttin des Glücks weiterhin freundlich erweisen?

Ruhig zieht die Emden ihren Kurs. Plötzlich eine Bewegung unter dem Brückenverlänger. Ein Schiff ist gesichtet. Nur eine dunkle, schwarze Masse ist erkennbar. Durch die Sprachrohre gehen kurze, leise Befehle an die einzelnen Stationen. Die wachhabende Mannschaft ist bereit. Die Freiwache liegt angesetzt in tiefem Schlummer. Ein kurzes Signal würde auch viele in wenigen Augenblicke bereit finden. Langsam kommt das Schiff näher. Durch genaue Beobachtung wird festgestellt, daß die „Emden“ dieselbe Fahrtrichtung hat wie das vor ihr fahrende Schiff. Nach einer kurzen, alle Nerven aufregenden Zeit, ist ein Handelsdampfer, anscheinend sehr stark beladen, erkennbar. Näher und näher kommt die „Emden“, jedoch auf dem Fahrweg rührt sich nichts. Ruhig und sorglos zieht es seines Weges dahin. Wer sollte ihm auch etwas anhaben können, hier in der ureigenen

„Emden“-Fahrten

„Frisch auf zum frühlichen Morgen!“

Mit 10—12 Seemeilen Fahrt kreuzte die „Emden“, treu begleitet von der „Markomannia“ im Indischen Ozean. Eine überaus freundliche und zuversichtliche Stimmung herrschte an Bord. Und warum auch nicht? Die Gräfin hat sich auf der bisher ungeschicklichen Reise nur von der besten Seite gezeigt. Ist in der ganzen Zeit auch keine Reute gemacht worden, so liegt dies ja ganz im eigenen Interesse, denn der Anmarsch zum eigentlichen Jagdgebiet, dem Golf von Bengalen, soll sich unbedenklich vollziehen, und dieses Ziel ist fast erreicht. Langsam nähern wir uns dem Ganges am Golf. Im Schutze einer kleinen „Sumatra“ vorläufigen Insel werden die Kohlenbestände nochmals aus der Markomannia aufgefüllt, und die Treibjagd beginnt.

Wie immer vollkommen abgelenkt, erreicht die Emden in den ersten Septembertagen die Dampferfabrik Raskutta-Colombo. Tief dunkle Nacht. Die Wache steht alarmbereit auf ihren „Klar-Schiff“-Stationen. Jeden Augenblick kann ein Feind bereit. Das Signalpersonal auf der Brücke, mit guten Gläsern bewaffnet, sucht unausgesetzt das weite Meer ab. Kein Schiff darf ungesehen passieren, denn der Erstentscheidungsgehalt. Die mitgenommenen frischen Lebensmittel sind zur Reise geeignet. Sie in Säcken zu verpacken ist unmöglich. Es gilt also, Reue zu machen. Wird sich die Göttin des Glücks weiterhin freundlich erweisen?

Ruhig zieht die Emden ihren Kurs. Plötzlich eine Bewegung unter dem Brückenverlänger. Ein Schiff ist gesichtet. Nur eine dunkle, schwarze Masse ist erkennbar. Durch die Sprachrohre gehen kurze, leise Befehle an die einzelnen Stationen. Die wachhabende Mannschaft ist bereit. Die Freiwache liegt angesetzt in tiefem Schlummer. Ein kurzes Signal würde auch viele in wenigen Augenblicke bereit finden. Langsam kommt das Schiff näher. Durch genaue Beobachtung wird festgestellt, daß die „Emden“ dieselbe Fahrtrichtung hat wie das vor ihr fahrende Schiff. Nach einer kurzen, alle Nerven aufregenden Zeit, ist ein Handelsdampfer, anscheinend sehr stark beladen, erkennbar. Näher und näher kommt die „Emden“, jedoch auf dem Fahrweg rührt sich nichts. Ruhig und sorglos zieht es seines Weges dahin. Wer sollte ihm auch etwas anhaben können, hier in der ureigenen

„Emden“-Fahrten

„Frisch auf zum frühlichen Morgen!“

Mit 10—12 Seemeilen Fahrt kreuzte die „Emden“, treu begleitet von der „Markomannia“ im Indischen Ozean. Eine überaus freundliche und zuversichtliche Stimmung herrschte an Bord. Und warum auch nicht? Die Gräfin hat sich auf der bisher ungeschicklichen Reise nur von der besten Seite gezeigt. Ist in der ganzen Zeit auch keine Reute gemacht worden, so liegt dies ja ganz im eigenen Interesse, denn der Anmarsch zum eigentlichen Jagdgebiet, dem Golf von Bengalen, soll sich unbedenklich vollziehen, und dieses Ziel ist fast erreicht. Langsam nähern wir uns dem Ganges am Golf. Im Schutze einer kleinen „Sumatra“ vorläufigen Insel werden die Kohlenbestände nochmals aus der Markomannia aufgefüllt, und die Treibjagd beginnt.

Wie immer vollkommen abgelenkt, erreicht die Emden in den ersten Septembertagen die Dampferfabrik Raskutta-Colombo. Tief dunkle Nacht. Die Wache steht alarmbereit auf ihren „Klar-Schiff“-Stationen. Jeden Augenblick kann ein Feind bereit. Das Signalpersonal auf der Brücke, mit guten Gläsern bewaffnet, sucht unausgesetzt das weite Meer ab. Kein Schiff darf ungesehen passieren, denn der Erstentscheidungsgehalt. Die mitgenommenen frischen Lebensmittel sind zur Reise geeignet. Sie in Säcken zu verpacken ist unmöglich. Es gilt also, Reue zu machen. Wird sich die Göttin des Glücks weiterhin freundlich erweisen?

Ruhig zieht die Emden ihren Kurs. Plötzlich eine Bewegung unter dem Brückenverlänger. Ein Schiff ist gesichtet. Nur eine dunkle, schwarze Masse ist erkennbar. Durch die Sprachrohre gehen kurze, leise Befehle an die einzelnen Stationen. Die wachhabende Mannschaft ist bereit. Die Freiwache liegt angesetzt in tiefem Schlummer. Ein kurzes Signal würde auch viele in wenigen Augenblicke bereit finden. Langsam kommt das Schiff näher. Durch genaue Beobachtung wird festgestellt, daß die „Emden“ dieselbe Fahrtrichtung hat wie das vor ihr fahrende Schiff. Nach einer kurzen, alle Nerven aufregenden Zeit, ist ein Handelsdampfer, anscheinend sehr stark beladen, erkennbar. Näher und näher kommt die „Emden“, jedoch auf dem Fahrweg rührt sich nichts. Ruhig und sorglos zieht es seines Weges dahin. Wer sollte ihm auch etwas anhaben können, hier in der ureigenen

„Emden“-Fahrten

„Frisch auf zum frühlichen Morgen!“

Mit 10—12 Seemeilen Fahrt kreuzte die „Emden“, treu begleitet von der „Markomannia“ im Indischen Ozean. Eine überaus freundliche und zuversichtliche Stimmung herrschte an Bord. Und warum auch nicht? Die Gräfin hat sich auf der bisher ungeschicklichen Reise nur von der besten Seite gezeigt. Ist in der ganzen Zeit auch keine Reute gemacht worden, so liegt dies ja ganz im eigenen Interesse, denn der Anmarsch zum eigentlichen Jagdgebiet, dem Golf von Bengalen, soll sich unbedenklich vollziehen, und dieses Ziel ist fast erreicht. Langsam nähern wir uns dem Ganges am Golf. Im Schutze einer kleinen „Sumatra“ vorläufigen Insel werden die Kohlenbestände nochmals aus der Markomannia aufgefüllt, und die Treibjagd beginnt.

Wie immer vollkommen abgelenkt, erreicht die Emden in den ersten Septembertagen die Dampferfabrik Raskutta-Colombo. Tief dunkle Nacht. Die Wache steht alarmbereit auf ihren „Klar-Schiff“-Stationen. Jeden Augenblick kann ein Feind bereit. Das Signalpersonal auf der Brücke, mit guten Gläsern bewaffnet, sucht unausgesetzt das weite Meer ab. Kein Schiff darf ungesehen passieren, denn der Erstentscheidungsgehalt. Die mitgenommenen frischen Lebensmittel sind zur Reise geeignet. Sie in Säcken zu verpacken ist unmöglich. Es gilt also, Reue zu machen. Wird sich die Göttin des Glücks weiterhin freundlich erweisen?

Ruhig zieht die Emden ihren Kurs. Plötzlich eine Bewegung unter dem Brückenverlänger. Ein Schiff ist gesichtet. Nur eine dunkle, schwarze Masse ist erkennbar. Durch die Sprachrohre gehen kurze, leise Befehle an die einzelnen Stationen. Die wachhabende Mannschaft ist bereit. Die Freiwache liegt angesetzt in tiefem Schlummer. Ein kurzes Signal würde auch viele in wenigen Augenblicke bereit finden. Langsam kommt das Schiff näher. Durch genaue Beobachtung wird festgestellt, daß die „Emden“ dieselbe Fahrtrichtung hat wie das vor ihr fahrende Schiff. Nach einer kurzen, alle Nerven aufregenden Zeit, ist ein Handelsdampfer, anscheinend sehr stark beladen, erkennbar. Näher und näher kommt die „Emden“, jedoch auf dem Fahrweg rührt sich nichts. Ruhig und sorglos zieht es seines Weges dahin. Wer sollte ihm auch etwas anhaben können, hier in der ureigenen

„Emden“-Fahrten

„Frisch auf zum frühlichen Morgen!“

Mit 10—12 Seemeilen Fahrt kreuzte die „Emden“, treu begleitet von der „Markomannia“ im Indischen Ozean. Eine überaus freundliche und zuversichtliche Stimmung herrschte an Bord. Und warum auch nicht? Die Gräfin hat sich auf der bisher ungeschicklichen Reise nur von der besten Seite gezeigt. Ist in der ganzen Zeit auch keine Reute gemacht worden, so liegt dies ja ganz im eigenen Interesse, denn der Anmarsch zum eigentlichen Jagdgebiet, dem Golf von Bengalen, soll sich unbedenklich vollziehen, und dieses Ziel ist fast erreicht. Langsam nähern wir uns dem Ganges am Golf. Im Schutze einer kleinen „Sumatra“ vorläufigen Insel werden die Kohlenbestände nochmals aus der Markomannia aufgefüllt, und die Treibjagd beginnt.

Wie immer vollkommen abgelenkt, erreicht die Emden in den ersten Septembertagen die Dampferfabrik Raskutta-Colombo. Tief dunkle Nacht. Die Wache steht alarmbereit auf ihren „Klar-Schiff“-Stationen. Jeden Augenblick kann ein Feind bereit. Das Signalpersonal auf der Brücke, mit guten Gläsern bewaffnet, sucht unausgesetzt das weite Meer ab. Kein Schiff darf ungesehen passieren, denn der Erstentscheidungsgehalt. Die mitgenommenen frischen Lebensmittel sind zur Reise geeignet. Sie in Säcken zu verpacken ist unmöglich. Es gilt also, Reue zu machen. Wird sich die Göttin des Glücks weiterhin freundlich erweisen?

Ruhig zieht die Emden ihren Kurs. Plötzlich eine Bewegung unter dem Brückenverlänger. Ein Schiff ist gesichtet. Nur eine dunkle, schwarze Masse ist erkennbar. Durch die Sprachrohre gehen kurze, leise Befehle an die einzelnen Stationen. Die wachhabende Mannschaft ist bereit. Die Freiwache liegt angesetzt in tiefem Schlummer. Ein kurzes Signal würde auch viele in wenigen Augenblicke bereit finden. Langsam kommt das Schiff näher. Durch genaue Beobachtung wird festgestellt, daß die „Emden“ dieselbe Fahrtrichtung hat wie das vor ihr fahrende Schiff. Nach einer kurzen, alle Nerven aufregenden Zeit, ist ein Handelsdampfer, anscheinend sehr stark beladen, erkennbar. Näher und näher kommt die „Emden“, jedoch auf dem Fahrweg rührt sich nichts. Ruhig und sorglos zieht es seines Weges dahin. Wer sollte ihm auch etwas anhaben können, hier in der ureigenen

vor einigen Monaten den Plan, nach Europa zurückzukehren. Ich hoffte, daß es mir möglich sein würde, meine Gesundheit durch einen längeren Aufenthalt in Garmisch zu kräftigen und daß mein Bruder mir dann bei der Erlangung irgend einer Anstellung behilflich sein könnte.“

Elvenpoels Gesicht drückte Zweifel aus.

„Sie schienen demnach der Entzweiung, die kurz vor Ihrer Abreise zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Bruder eintrat, nur geringe Bedeutung beizumessen.“

An den Schläfen des Grafen erschien eine fahle Röte. Elvenpoels Bemerkung verwirrte ihn sichtlich.

„Was die Entzweiung zwischen mir und meinem Bruder anbelangt, Herr Doktor, so walteten damals Gründe vor, die zu der zwischen uns zu verhandelnden Angelegenheit in durchaus keiner Beziehung stehen. Ich gebe zu, daß die Schuld an dem Zerwürfniß lediglich auf meiner Seite lag. Ich habe einseitig und hartnäckig gehandelt und in der Folgezeit Mühe genug gehabt, mein Benehmen auf das Bitterste zu bereuen.“

Was mich wieder nach Europa trieb, war neben der Sorge um meine Gesundheit der heftige Wunsch nach Veröhnung.“

Der Graf schluckte schwer und fuhr dann sehr ernst, fast mit einem Ausdruck von Feindschaft fort: „Ich bitte Sie, mir dies auf mein Wort hin zu glauben, Doktor Elvenpoel.“

Mit Elvenpoel ging in diesem Augenblicke eine sonderbare Veränderung vor sich. Für den Bruchteil einer Sekunde schien ein großes, blickartiges Licht in seiner Seele aufzuzucken.

Er schaute mit vollkommener Deutlichkeit: Der Mann vor ihm, der die Wahrheit. Er ist ganz unerschütterlich. Er weiß von dem Testamente ebenso wenig wie von den Fußspuren.

Dann erlosch das Licht wieder. Was zurückblieb, war die Überzeugung, daß der Graf zu dem Morde in keinerlei Beziehung stünde.

Aber der nächtliche Ausflug hatte wieder durch Elvenpoels Händchen. Der Detektiv wurde unruhig, Möglichkeiten tauchten vor ihm auf und zerflatterten wieder.

Der Graf mußte in der Nacht des 11. Juni auf dem See gewesen sein. Es gab keinen anderen Ausweg.

Elvenpoel näherte sich dem Grafen, der wieder aus Fenster getreten war und auf die sonnenklümmenden Rasenflächen des Parks blickte.

„Eben damit ich Ihren Worten betreffs des Testamentsinhalts Glauben schenken soll, bitte ich Sie, mir auch das Ziel Ihres nächtlichen Ausfluges vom elften Juni anzuvertrauen.“

„Herr Doktor!“ lachte der Graf verzweifelt.

„Sie brauchen keine Indiskretion meinerseits zu befürchten.“

fuhr Elvenpoel mit farblosler Stimme fort. „Sie müssen nämlich wissen, Herr Graf, die Untersuchung hat auch in anderer Hinsicht verwickelte, Sie belastende Ergebnisse gezeitigt.“

„Noch in anderer Hinsicht?“

„Der Kommissar Bud hat mit mehreren Schülern die Ufer des Klein-Belmer Sees abgesucht und dabei die Anlegestelle des Bootes gefunden.“

„Ich kann nicht mehr tun, als Ihnen die Versicherung geben, daß ich die fragliche Nacht in meinem Bette verbracht habe.“

„Anschließend des Tattatsachenmaterials ist diese Versicherung recht unklar, Herr Graf. Denn neben der Anlegestelle des Bootes in dem Wäldchen dicht vor der Stadt Belsow fanden sich abermals Fußspuren.“

„Wenn der Verbrecher meine Stiefel hier im Garten getragen hat, wird er sie ebenso gut am andern Ufer des Sees getragen haben können.“

„Aber neben diesen Fußspuren fand sich noch ein anderes, Herr Graf, das den Verdacht sehr nahe legt, der Ausflugs Mannes, der sich Ihrer Stiefel bediente, habe sich nicht nur in die nächtliche Umgebung erstreckt. Es fanden sich deutliche Spuren eines Motorrades, das den Abhang hinabgeführt und ganz in der Nähe der Bootsanlegestelle unter herabhängenden Weiden zweilen verborben worden war.“

Marwelts schwie.

„Was sagen Sie zu dieser Mitteilung, Herr Graf?“ fragte Elvenpoel.

„Nichts! Wenn ich Ihnen die Antwort erteile, daß ich von dem Motorrad ebenso wenig wüßte wie von den Fußspuren, werden Sie mir höchstwahrscheinlich doch keinen Glauben schenken.“

Elvenpoel ging ärgerlich zur Tür.

„Ich war gekommen, um Ihnen zu helfen, Herr Graf.“

Der Graf lächelte ungläubig und wandte sich abseits zum Fenster.

Elvenpoel verließ mit fleischem Grusse das Zimmer.

Am unteren Ende des Korridors wartete Bud. Er war müde, durchdringt und schmutzbespritzt, aber äußerst vergnügt.

„Etwas Neues, Doktor Elvenpoel?“

„Nichts! Er leugnet alles. Er rennt mit lebenden Augen in die größten Unannehmlichkeiten. Es ist unmöglich, ihm zu helfen.“

„Gut! Gut! Warten wir, bis wir in der Lage sein werden, ihm mit dem geschlossenen Material unter die Augen zu gehen. Und wir werden bald in der Lage sein, Doktor Elvenpoel. Wir haben jetzt die Anlegestelle unmittelbar in der Nähe der Stadt, wir haben das Boot, das trotz des schwachen Wellenganges fast über den ganzen See in die Nähe des Belsow-Geheul getrieben worden ist, wir haben endlich die Spuren des Motorrades und wissen, daß das Rad die Richtung von Belsow genommen haben und dann aus der gleichen Richtung wieder zurückgekommen sein muß und sehen uns nur noch wo die beiden Aufgaben gestellt, erstens den Bestimmungsort des Rades und zweitens die Möglichkeit seines spurlosen Verschwindens zu erklären.“

Bud lächelte listig.

„Ich glaube, einer von uns wird im Laufe der nächsten Tage nach Berlin zurückkehren müssen, Herr Doktor. Ein Motorrad auf der Belsow-Berliner Landstraße, das ist gewissermaßen wie ein Pfeil, der einem den Weg weist. Wollen Sie nicht die Berliner Mission auf sich nehmen, Doktor Elvenpoel? Ich forsche inzwischen an Ort und Stelle weiter. Ich bin in die Belsower Angelegenheit so schön eingearbeitet.“

Elvenpoel nickte nachdenklich vor sich hin. Er versank in Gedanken.

Die Berliner Mission — das bedeutete nicht allein das Nachforschen nach einem einzelnen Motorrade, das in der Kleinstadt wie ein winziges Nischi untergekommen war, ohne eine Spur zu hinterlassen — das bedeutete das Nachforschen nach der Vergangenheit des Grafen Konrad Marwelts. Gra Konrad Marwelts war in Potsdam Offizier gewesen. Das gal immerhin einen festen Ausgangspunkt. Das würde vielleicht einen Faden finden lassen, der zum Ziele führte.

Am Nachmittag des gleichen Tages reiste Elvenpoel von der Station Wuthenau aus nach Berlin zurück.

Siebentes Kapitel.

Jonny Rod lungerte am Bahnhof Zoo umher und wartete auf die Rückkehr des Autos Nummer 2087. Er hatte in den frühen Morgenstunden, während derer er mit einer trockenen Brot schüssel und einer Tasse blauen Armeeleutaffees im Magen am Grünen Weg entlangschlendernde, in der Nähe des Alexanderplatzes ein blutrotes Plakat bemerkt, auf dem von einem Morde an den Grafen Marwelts auf Garmisch die Rede gewesen war.

Selbst war er unermüdet auf den Beinen gewesen, und das Auto Nummer 2087 zu erwischen. Aber das Auto schien heute anstrengenden Dienst zu haben.

Jonny Rod schlingelte sich an den Zeitungskiosken herum und versuchte im Vorbeigehen etwas Neues über den Grafen Marwelts zu erfahren.

Da der Verlust dauernd mißlang, griff er schweren Herzens in die Tasche und erstand eine Nummer.

Gerade als er im Begriffe stand, das Blatt auszuwickeln, zufallen, sah er ein leeres Auto aus der Richtung Raststraße kommen und erkannte den blassen Fahrer des Autos Nummer 2087.

Das Auto hielt an seinem gewöhnlichen Platze, der die Chauffeur glühtete sich eine Zigarette an und begann mit leichtem Genuß zu rauchen.

Jonny Rod rief ihn an: „Hallo — Sie da!“

Kaiser Josef II. und seine Zeit

Von
Dr. Gloor

In der Zeit der Gottlosigkeit und der Sittenverderbnis
hins V. auf dem päpstlichen Thron. Er ließ durch seinen
Nuntius in Wien dem Kaiser die eindringlichen Vorstellungen
machen. Umsonst. — Da ließ Kaiser den kühnen Entschluß,
selbst nach Wien zu reisen, um den Kaiser in mündlicher Be-
sprechung zu überzeugen. Im Februar 1782 reiste er von Rom ab.
Die Einladung, in der Hofburg zu wohnen, schickte der Kaiser
dem Papst durch einen protestantischen Kardinal entgegen. Jo-
sef empfing den Papst in Neapel und führte ihn in Wien
ein unter dem Jubel einer ungezählten Volksmenge. Aus fer-
nen Gegenden strömte das Volk herbei, den hl. Vater zu sehen,
und hunderttausende lagen fast täglich vor ihm auf den Knien,
um seinen Segen zu empfangen, den er ihnen mit majestätischer
Würde erteilte. Man fürchtete eine Hungersnot in Wien, so
viel Volk strömte herbei. Der feierlichste Tag war da, an dem
der Papst in dem Stenhausdom das Hochamt hielt. Er wohnte
beim Kaiser in der Burg und blieb bis Ende April in Wien,
wobei in diesen vier Wochen täglich neue Volksmengen strömten.
Neben dem Aufsehen des Papstes dorthin beruht ein Pro-
testant solches: „Die Wirkung der Anwesenheit des Papstes
in Wien ist außerordentlich. Ich war oft zugegen, wenn Kaiser
dem Papste den Segen gab. Ich achte nicht zu den Katholiken,
auch nicht zu den weltlichen Leuten. Aber ich vernehme Sie,
ich wurde heilig erfüllt und bis zu Tränen gerührt. Sie
können es nicht glauben, welchen Eindruck es macht, über
80 000 Menschen auf einem Platze versammelt zu sehen und die
ganze große Menge in einem Augenblicke zu überblicken, wo der
Ausruf der frömmsten Gemüther aus allen Mienen leuchtet, und
wo die Schmeichelei den Segen für das diesseitige und jenseitige
Leben in sich aufzunehmen, ihnen eine Andacht, ich
möchte sagen, einen Enthusiasmus einflößt, der sie unum-
wundelt macht für die unbeschreiblichen Beschwerden, die sie in
dem erdlichen Gedränge auszuhalten hatten. Von dem ich nun
das Erscheinen des Papstes mit dem ganzen Pompe, der
diesem Kaiser der Christenheit umgibt, die dreifache Krone auf
dem Haupte, in seinem heiligen Ornate, von den Kardinalen
und hohen Würdenträgern umgeben, wie er sich aßen die Erde
neigt, dann seine Krone gegen den Himmel erhebt, in einer
Stellung, welche die volle Anwesenheit eines Mannes andeutet,
der das Geheiß eines ganzen Volkes der Gottheit darbringt und
mit seinen Mienen die Ehrfurcht herabstößt; man stelle sich vor,
dass diese Handlung durch einen Geis geschieht, dessen ein-
nehmende Gestalt und erste Gesichtszüge unsere Herzen fesseln,
und wie nun die Tausende in dem Augenblicke, wo er in der
atemberaubenden Stille die Worte des Segens ausstößt,
auf ihre Knie stürzen und von derselben Andacht erfüllt
werden, von der sie den legenden Kaiser der Christenheit er-
fahren sehen — wahrlich ein überwältigender, hinreißender
Anblick.“

Trotz der beschränkten Verehrung, die Kaiser von allen Fei-
den erwidern wurde, erreichte er seinen Zweck nicht. Josef
ließ gar nicht in persönliche Erörterungen mit ihm ein und gab
ihm durch heimliche Kränkungen aller Art seine Mißachtung
vor allem kirchlichen zu erkennen, wiewohl er ihn auch vor
dem Volke mit offener Ehrfurcht behandelte. Als Kaiser den Bischof
von Salzburg zu sehen wünschte, der ihm treu ergeben war, schickte
der Kaiser diesen aus Wien fort, ohne daß er mit dem Kaiser
sprechen durfte, und wiewohl ihn Josef, als Kaiser für sein Er-
scheinen in Wien 2700 Gulden an das Aufstehen zu zahlen.
Alle Tugenden, die von außen zu der Würde des Kaisers
führten, ließ er vermauern, angeblich, um das Volksgedränge
abzuhalten, in Wirklichkeit aber, um besser beobachten zu könn-
en, was zum Kaiser kam. Kaiser erwiderte nicht vor Kaiser,
und als dieser schwach genug war, dem ersten Minister den er-
sten Besuch zu machen, empfing er ihn, als ob er krank wäre,
in Hauskleidern und Josef mit bedecktem Haupte.

Kaiser reichte ihm die Hand zum Kusse, Kaiser aber küßte
ke nicht, sondern schickte sie ihm derb und tief dabei mit sei-
nem Satiriker: „De tout ma coeur! De tout ma coeur!“
(Von ganzem Herzen). Dann setzte er dem hl. Vater seine
kostbare Bildergalerie und schob ihn, um ihm ein Bild in der
rechten Beleuchtung sehen zu lassen, in unanständiger Weise hin
und her.

Zur näheren Charakterisierung dieses Staatsmannes möchte
ich auf eine Notiz hinweisen, die uns ein Verehrer von ihm
hinterlassen hat: „Freie Luft,“ heißt es dort, „hat er nie ge-
nossen, ja nie ertragen können. Wenn er aus einigen Som-
mertagen bei drückender Hitze in seinem an die Staatskanzlei
grenzenden Gärten sah, oder die wenigen Schritte von da
aus in die Burg ging, verfiel er den Mund vorfühlend mit
einem Tuche. Immer trug er sechs verschiedene Beleidigungen,
um sich der Temperatur der ihn umgebenden Luft soviel wie
möglich zu nähern. Dazu hing an dem Barometer und Thermo-
meter in seinen Zimmern. In der schriftlichen eigenhändigen
Instruktion, die er jedem Vorleser gab, erludte er ihn ange-
legentlich, zwei Worte ja nie in seiner Gegenwart zu nennen:
Tod und Blattern (Pocken). Wollte Kaiser etwas über alles
erheben, so hatte er dafür keinen höhern Ausdruck als „Mein

Gott, das hätte ich selbst nicht besser machen können.“ Allem,
was französisch war, gab er den Vorzug. Röcke, Kleider,
Uhren, Geräte mußten aus Paris sein, hätten es auch Deutsche
dort verfertigt oder gar zuerst hingeliefert. Einmal geschah
es, daß seine Lieblingsuhr ganz verwirrt ging, die er vor we-
nigen Tagen aus Paris hatte kommen lassen. Man rüht ihm
mehrmals den Wiener Uhrmacher Kiesel. Nach einem mitlei-
digen Aufsehen erlaubte Kaiser Kiesel, ihn kommen zu
lassen. Da öffnete Kiesel das Uhrwerk und zeigte ihm unter
einer verdorbenen Feder seinen Namen und erzählte, wie er
dieses Uhrwerk nach Paris gefahren habe, die ewigen und
grundlosen Klagen über Kunsttätigkeit und Künstler in Deutsch-
land und Österreich zu beschämen.“ Das war der berühmte
Kaiser, ein Teufel in seinen Gefinnungen und Handlungen ge-
genüber der Kirche und ein Verächter von allem, was
deutsch war.

Als Kaiser wieder abreiste, begleitete ihn der Kaiser aus
Wien heraus und umarmte ihn zum Abschied im Kloster Ma-
rienbrunn, hob aber zwei Stunden später das nämliche Kloster
auf, wohl um der Welt zu zeigen, wie wenig er den Kaiser achtete
und dieser durch seinen Besuch bei ihm ausgerichtet habe.

Kaiser Kiesel war ein wahrer Triumphzug. Die ach-
tungsvolle Hingebung, die überall die katholische Bevölkerung
ihrem Oberhirten bezeugte, teilte sich selbst den Protestanten
mit. In München drängte sich die Gemahlin des englischen Ge-
sandten mit Gewalt durch das Volk, um vor dem Kaiser nieder-
zuknien und diesem die Hand zu küssen. In Augsburg hatten
sich Katholiken und Protestanten zur Ueberreichung von Ehren-
geschenken vereinigt, und in Tübingen überschüttete das Volk den
durchreisenden Kaiser mit Huldigungen. Daraus durfte er die
sichere Hoffnung schöpfen, es werde dem kirchenfeindlichen Kaiser
nicht gelingen, dem Volke die Religion zu rauben.

Im Dezember des folgenden Jahres erschien Kaiser uner-
wartet zum Gegenbesuch in Rom und wurde glänzend em-
pfangen. Er war mit der Absicht dort eingetroffen, die deutsche
Kirche ganz von Rom loszureißen, ließ aber diesen Gedanken
bald wieder fallen und zeigte sich in Zukunft etwas rückfich-
tiger dem Kaiser gegenüber. Im übrigen blieb er sich gleich
und ließ fort zu reformieren.

Kaiser, möchte man sagen, das Zerrbild eines Cha-
racters. Persönlich keusche, voller Menschenliebe, für jeden zu
sprechen, verleierte ihn eine krankhafte Eucht nach Neuerungen
dazu, überreizt und rücksichtslos zu handeln. Er vergaß dabei,
dass im Kopfe die Gedanken und Pläne friedlich nebeneinander
sich gestalten, im Haupte aber die Dinge hart aneinander-
stoßen. Vieles von dem, was er anstrebte, hätte als Samen-
streu in fruchtbare, gut bearbeitete Erde gelöst, seinen Wurzeln
und mit der Zeit reiche Frucht tragen können. Aber in der
Treibhausigkeit seiner Verordnungen gedieh nichts, hatte alles
nur ein verhängnisvolles Dasein.

Von Josefs Keuschheit weiß das Volk sich heute noch
mancherlei zu erzählen. Er öffnete den Apartments in Wien für
jedermann und ließ an das Tor schreiben: „Der Menschheit ge-
wiedmet von ihrem Schöpfer.“

Als einige Herren vom Adel ihn baten, ein Teil des Gar-
tens möge ihnen vorbehalten bleiben, wies Josef sie zurück mit
den Worten: „Wenn ich nur unter meinesgleichen sein wollte,
so müßte ich mein Leben in der Kaisergruft zubringen.“ Einem
vornehmen Herrn, der seine Kinder nur Comtes und Comtessen
nannte, sagte Josef: „Mein Bruder Leopold hat nur Buben
und Mädchen.“

Trotz dieser persönlichen Keuschheit aber wurde der Kai-
ser viel mehr vom Volke gehaßt als geliebt. Das war eine
Folge der zahlreichen Beeinträchtigungen und Verletzungen, die
seine Reformen dem einzelnen brachten, zumal Kaiser die Begriffe
„Gemeinwohl und Rechtschaffenheit“ ganz materialistisch auf-
faßte und mit schamloser Härte anwandte. Jeder sollte
nur an das Gemeinwohl denken und dafür arbeiten, für sich
selbst aber nichts übrig haben. So verlangte er von seinen
Beamten, sich ganz in ihn hineinzudenken, sich formwiegend pe-
renschlich zur Arbeit anzustellen, ohne sich an Arbeitsstunden zu
binden. Sie sollten gar keinen Genuß kennen. Seine persön-
lichen Ab- und Annehmungen, auch seine Kasse, Glaubens- und
Standesvorurteile haben, also ganz persönlich sein und wie
eine Maschine für das Gemeinwohl fortwährend arbeiten, bis
sie aufgerichtet wäre.

Schon nach wenigen Jahren löschte Reformtätigkeit des
Kaisers sein in den österreichischen Ländern bekenntnis an zu
gären. Überall fand Josef Widerstand. Belpen war nahe
daran, sich von Österreich loszutrennen. Dazu kamen noch die
liberalen Kräfte, die des Kaisers verkehrte Außenpolitik zeitigten.
Josef bewunderte Friedrich II., doch war er zu sehr in den öster-
reichischen Interessen verfangen, als daß er nicht in den öster-
reichischen Interessen verfangen wäre. Diese Eifersucht erwiderte der Preu-
senkönig damit, daß er den Lieblingsgeheimen Josefs, Bayern
zu Österreich zu schlagen, durchkreuzte.

Als der Kaiser die alten Schuldenverträge mit den Hol-
ländern einmündig aufheben wollte, mußte er als römischer
Kaiser es sich gefallen lassen, daß das kleine stolze Holland auf
die kaiserlichen Kriegsschiffe schuß, die vertragswidrig die
Schelde befuhren, und trotz dem, daß Frankreich vermittelnd ein-
griff. Sein abenteuerlicher Plan, das griechische Kaiserreich
wieder aufzurichten und die Pforte mit Katharina II. von Rußland
wieder in einen Krieg zu verwickeln, wurde während Josefs in
Cherones auf dem Balkan mit Katharina die entsprechenden
Pläne entwarf, brachen in seinen Erbländern überall Revolten
aus.

Todeskrank kehrte er heim, er hatte sich in dem Feldzuge ein
schweres Lungenleiden zugezogen. Als er den vollständigen
Mißerfolg von allem, was er geschaffen hatte, sah, brach er
körperlich und seelisch zusammen. Doch hatte er den Mut, im
Januar 1790 alle seit seinem Regierungsantritt gemachten Ein-
richtungen und Gesetze für aufgehoben zu erklären, und zerstörte
so mit einem Schlage seine Lebensarbeit. Nur das Toleranz-
edikt und die Aufhebung der Leibeigenschaft sollten bestehen
bleiben.

Trotz aller kirchenfeindlichen Neuerungen hatte der Kaiser
nie aufgehört, die Sakramente zu empfangen, und als er kurz
vor Weihnachten 1790 von den Ärzten vernommen hatte, wie
es um ihn stand, ließ er sich in der Burgkapelle das heilige
Abendmahl reichen und sagte in Gegenwart vieler Anwesenden:
„Vor dem hier gegenwärtigen Gott bezeuge ich, daß ich alles,
was ich während meiner neunjährigen Regierung getan, nur in
der Absicht angeordnet habe, das Wohl meiner Untertanen zu
fördern. Sollte ich gescheit haben, so wird Gott in Rückficht
meiner Absicht und menschlichen Schwäche mit mir Barmherzig-
keit haben.“ Die Nähe des Todes und der vollständige Mißer-
folg seiner Reformen auf kirchlichem Gebiete hatten ihn zur
Bekanntnis gebracht und seinen Stolz gebrochen.

Kaiser überlebte den Schimpf nicht lange, fast alle seine
großartigen Pläne vereitelt zu sehen. „Ich sterbe,“ rief er,
„ich müßte von Holz sein, wenn ich nicht stürbe.“ Am 17. und
18. Februar empfing er noch einmal die Sakramente, am 20.
arbeitete er noch bis 10 Uhr abends mit seinen Kabinetts-
sekretären und verschied dann in der Frühe des Morgens ohne
Todeskampf im 49. Jahre seines Lebens.

Eine Tragödie war zu Ende gegangen, und ein Tragöde
hatte ausgespielt.

Sein Denkmal in Wien trägt die Inschrift: „Josephus II.,
qui salutem publicam vixit non diu sed totus“ (Josef II., der für
das Heil des Staates lebte, nicht lange, aber ganz).

Da Josef keine Kinder hinterließ, folgte ihm sein Bruder
Leopold II. Dieser, der selbst als Großherzog von Toscana
mit Josef anfänglich in Reformen gewetteifert hatte, war durch
das Unglück seines Bruders gewichtiger geworden und be-
eiferte sich, durch sorgfältige Jugendzucht im Innern der Mo-
narchie den Aufbruch zu dämpfen. In wenigen Wochen war
Österreich beruhigt und mit seinem Kaiser wieder einig, auch
Ungarn, das von Josef mit Füssen getreten war, obwohl es
1740 im österreichischen Erbfolgekriege seiner Mutter hilfs-
reich beigestanden und den Kaiserthron für das Haus Habsburg ge-
reicht hatte. Nur die tief gekränkten Niederländer beharrten
noch in ihrem Trotz. Leopold bot ihnen Verzeihung an, war-
teite mit vieler Ruhe und Klugheit die günstige Gelegenheit ab,
sie wieder zu unterwerfen und hatte darin Erfolg. Leider re-
gierte er nur zwei Jahre. Er war ein seiner Kopf, viel ruhiger
als sein Bruder und nur stürmisch in der Sinnlichkeit, die ihn
vorzeitig erschöpfte.

Leider wirkten die Kreditschäden, die Josefs Reformen der
Kirche zugefügt hatten, noch lange nach, wenn auch die General-
synoden gleich nach seinem Tode schwinden und die Ausbil-
dung und Erziehung des Klerus nach den tridentinischen Sa-
lungen neu gestaltet wurde. Die in diesen Umständen von un-
gläubigen und sittenlosen Professoren vorgebildeten Jünglinge
waren ja als Priester an den Altar getreten und wurden später
den Gemeinden als Verräter vorgelegt. Wie manche von ihnen
gewürzt haben mögen, läßt sich leicht erraten; sie waren keine
Sitten, sondern reißende Wölfe.

Wohlthätige Folgen dagegen haben ohne Zweifel Josefs
Maßnahmen auf wirtschaftlichem Gebiete erzielt. So legte
er den Grund zu einem gerechten Steuerregime, das nur deshalb
Widerstand fand, weil es den Adelstheorien entgegenstand. Das
beste und dauerhafteste Ergebnis der josephinischen Gesetzgebung
war die Aufhebung der Leibeigenschaft. Durch diese beiden Re-
formen hat der Kaiser die österreichischen Länder vor einer Re-
volution bewahrt, wie sie 1789 in Frankreich ausbrach, weil sie
dort wegen der ganz untraglichen sozialen Mißstände zu einer
weltgeschichtlichen Notwendigkeit geworden war, leider aber in
ihrer Fieberglut einen wahnsinnigen, einen dämonischen Cha-
rakter annahm.

Trotz dieser beiden Richtseiten ist das Leben und Wirken
Josefs II. im ganzen als ein recht verheißendes zu bezeichnen. Den
Stuhl Petri hat er nicht erschüttert, er so wenig wie der mit ihm
verbündete Zeitgeist und der bald nach seiner Zeit auftauchende
Diktator Europas, Napoleon I., der zwei Päpste gefangen setzte,
weil sie seinen Machtgelüsten nicht dienen wollten. Der Stuhl
Petri regte, und Napoleons Macht wurde zertrümmert; denn
Gott läßt auch die Eichenbäume nicht bis in den Himmel wachsen.
Das ist immer wahr geblieben und wird sich auch in unserer
Zeit wieder als wahr erweisen. Alle Macht, die nicht aus sitt-
lich gutem Boden herauswächst, trägt den Keim des Verderbens
in sich und wird zerfallen.

(Schluß.)

Alt-München erwacht

Von
H. Schede.

Der gestrige Winter, der in diesem Jahre die Länder dies-
seits und jenseits der Grenzen in eisernen Banden gefesselt hat,
hat es mit der alten Stadt an der Isar gut gemeint. Seit Wochen
buhlt er um ihre Gunst und umschmeichelt sie, wie die
schönste der Frauen. Er hat ihr vor Beginn der Kälte einen kö-
niglichen Hermelin um die Schultern geworfen, ihre Straßen mit
einem glitzernden, weißen Asphalt belegt, und über alle Dächer,
Kuppeln und Kamine die lustigen Kapuzen gestülpt. Harte Nord-
und Ostwinde sorgen seit Wochen unablässig für die Vertreibung
der verdächtigsten Nebel, so daß sich höchstens in den allerfrühesten
Morgensstunden, wenn sich die Straßenherrinnen in ihren sel-
terartig runden, grünen Hüten und biden Handschuhen mit
Schaufeln und Besen zu schaffen machen, durch die gebuckten Tore
wagen. Sogar die gefährlichsten Schneeküme, die mitleidlos
Menschen, Tiere, Karren, und was sich sonst auf der Straße
verirrt hat, wie toll gewordene Kreisel durcheinander wirft, sind
selten geworden, und wenn sie sich doch einmal, wie jüngst an
der einsigen Reibung vergehen, erwachte die Sonne am andern
Morgen über einem so herzerquickenden schönen, weißen München,
daß alle Unbill bald vergessen ist. Der Himmel aber wölbt sich
in makellosem Blau über die dicht verumteten Häuser, und die
Sonne schüttet verschwenderisches, goldenes Leben über sie aus
und weht tausend Sterne und Blumen in allen Fenstercheiben.

Auf weichen, weißen Schuhen sind bessere Zeiten in die Stadt
gezogen, und die armen, abgehegten Menschen, die erst gar nicht
daran zu glauben wagten, sind auf eben so leisen Socken, als
fürchten sie, die bösen Geister zu wecken, dem hoffnungsreichen
Licht immer nachgegangen, und in allen Straßen und Gassen,
bis in die entlegensten Plätze und dunkelsten Winkel begann sich
unter der Schneedecke, wie Frühlingsgewebe, die gute alte Zeit,
von der sonst wieder fingen, zu regen.

Alt-München erwacht! Das unterirdische, gemütliche, frohe
München am Fuß des alten Peters, an den Ufern der grünen,
schwarzen Isar. Das München, das dem Spitzweg, dem Papa
Schmidt und ihresgleichen gehörte, und das in dem so ganz un-
mündnerischen wackeligen Luxus und Verschwendungssinn der
Austriäer und Balthaschier fast erstickt wäre. Der Münchener
„völlig wieder selbst entbeht. Mit den roten Kupfer-

pfennigen und der viel versprechenden Rentenmark zog die „Ge-
mütlichkeit“ wieder in die Stadt und begleitete die biederen Bür-
ger, die Arbeiter, welcher Organisation sie auch angehören, auf
die Bänke und an die Tische im Hofbräuhaus, wo man wieder für
ganze 70 Pfennig Sauerbrannt mit Blutwurst und Reberwürst
essen und für 44 Pfennig ein Maß köstlichen Bieres trinken
kann. Das Bier ist noch teuer, am Friedenspreis gemessen, aber
immerhin — 44 Pfennig — das läßt sich hören —, das sind keine
440 Milliarden! In den meisten Gasthäusern ist die an schlimme
Zeiten mahnende Tafel: Multiplikator 1 Billion verschwunden,
die Umrechnung geschieht so leicht und gewohnheitsmäßig, daß
im Gefühl die bezahlten 10 Milliarden wirklich einem Pfennig
gleichkommen. Der „Pöfelmir“, der in einer Tarnkappe in dem
lustigen alten Gewinkel zwischen Marienplatz und Viktualien-
markt aus einem großen Jagennußwaben Rinnlöfen den Dienst-
männern und sonstigen bedauernswerten Geschöpfen das frische
Brünnchen Wasser gereicht hat, kann ruhig auf Urlaub gehen. Nicht
viele werden sich mehr sehen und verküpfen — ein wasserreinen-
der Münchener ist ja wie ein Mann im Weiberröck — über den
steinernen Brunnentrand blicken müssen —, denn zu einem halben
Maß in irgend einem Keller muß es jetzt immer noch reichen.
Die im weitem Umkreis beliebte und bekannte Babette auf dem
Viktualienmarkt, die in den dunkelsten Zeiten nichts von ihren
wetterfesten Armen und beruhigend roten Waden einbüßte hatte,
wird jetzt auch wieder, was so ein echter Münchener Magen ver-
langt. Zwischen 10 und 11 am Morgen dampfen bei ihr alle
Kessel, und die längst gegen das kochende Wasser abgeschüttelten
Hände und Arme tauchen unablässig in die Tiefe und holen
darunter die heißen dufenden Würste, die Knadwürste und die
Weißwürste, die vor ihrem Stand mit knusprigen frisch ge-
backenen verstreut werden. Das ist die Protzzeit, die nur ein paar
Pfennige kostet und die Magen und Seele so erwärmt, daß sie
sich von Wien und lustigen Neben begleitet wird.

Auch in den Geschäften ist man wieder freundlich und zupa-
ssend geworden, und das behagliche „Kommen's wieder“ als
Abschiedsgruß, das wenigstens in den vornehmen Straßen, in
denen die Ausländer den Vorrang hatten, verstimmt war, ertönt
wieder allseits und schließt sich wohlklingend in die an viele
Pfüße und Derbheiten gewöhnten Herzen.

Die Menschen haben entschieden wieder Zeit. Auch die Stra-
ßenbahnfahrer, die ganz vergessen hatten, daß sie einkens —
lang war es her —, ihres humorvollen, entgegenkommenden We-
sens wegen allgemein beliebt waren. Auch in ihnen ist mit dem

Bier und dem Reberläs über den Märkten die Vergnügenheit
erwacht. Fuhr da gestern abends um 9 eine Elektrische mit
einem Dutzend Menschen, darunter Frauen, ein Bube und zwei
Kranke, über den Marienplatz. Die orisfremden
Schweikern bohrten mit ihren Fingern kleine Guldächer in die
hart gefrorenen Scheiben, um nach dem Rathaussturm zu schauen,
aus dem Schlag 9 einige Figuren heranstreten. Natürlich war
nichts zu sehen. Da ruft der leuchtende Schaffner Männlein
und Weiblein auf die Plattform — die Elektrische folgt seinem
Wink und steht hübsch still. Sie regt sich immer — bleibt da
auf offener Straße wie Ischafzoren, während alles voller Span-
nung nach dem Rathaus Ausschau hält. Der Schaffner erklärt
und weist mit dem Finger nach oben. Da ertönt der Nacht-
wächter, der die neunte Stunde und somit die Zeit zum Schla-
fengehen verkündet. Dann kommt die große Sensation: das
Münchener Kind geht zu Bett — ganz langsam, unhörbar tritt
es aus dem Dunkel in den Lichtkreis des nach vorn offenen Tur-
mes, — ein Enkel hält seine Hand schützend über seinem Haupte.
Ein Weibchen schreit es über dem hell erleuchteten Marienplatz
inn zu halten, auf der Plattform der Elektrischen hält alles
den Atem an — so still und andächtig schaut das Kind, Mün-
chens Schutzgeist, aus, — dann verschwindet es wieder im Turm-
schloß. Noch einen kurzen Augenblick wandern die Augen vom
Rathaus über den verschneiten Platz, dann zieht der Schaffner
die Schnur, und ohne ein Wort des Erkennens, als sei die Atem-
pause das Selbstverständlichste der Welt gewesen, setzt sich der
Wagen wieder in Bewegung. Auf allen Gesichtern leuchtet die
beachtliche Zufriedenheit — am allköstlichsten sah aber der Straßen-
bahnbediente aus —. Ich aber laute mich an dem Abend zuerstlich-
lich denn je zur Ruhe: das Münchener Kind geht schlafen —
die alte Zeit erwacht.

Amerikanischer Humor.

Die kleine Lucy sagt zu der Besucherin: „Essen Sie erst
Auchen, Mrs. Brown?“ „Aber gewiß mein Kind,“ antwortet
die Dame. „Das ist aber merkwürdig,“ sagt Lucy. „Mama hat
doch vorher gesagt, Sie hätten keinen Besuchen.“

Der alte Herr in der Schwimmhalle: „Sagen Sie mal,
Bademeister, wie lange kann wohl ein Mensch unter Wasser blei-
ben?“ „Nun, meistens fünf Minuten, Herr,“ erwiderte der Ba-
demeister. „Nun, leben Sie, da beobachte ich einen Mann, der
den Rekord bricht, ich habe auf die Uhr gesehen, er ist jetzt schon
7 Minuten unter Wasser und noch nicht wieder heraufgekommen.“

Aus M.

× Münster.
Auf den 14. bis 15. in Münster statt.
× Wien, 17.
Vendet der Bortor-
pygonien statt.

× Bodum.
eine durchgehend
der bestehenden
viertel Jahren
verteilungsgefehl
Misch der freie
lammengeseht
Vertretern der
ständigen Kontra-
Mündertellungs-
ständischen Mün-
reits mit den M-
treten.

× Dormund.
mandierende Gen-
folgende Zeitungen.
Berliner Börsen-
bis 15. Februar u.

× Dormund.
sah) hat in den
erfahren. Die M-
nervensystemen
Preise für Grund-
derselben Höhe
allerdings Gefähr-
im Entleerungs-
etwa 2000 Mark
Rambel, unweit
für den Morgen

× Hagen, 17.
municipaler Biele-
netenstung zugun-
Näherung der
nete, eine ungeklär-
Defensivität zugun-
nung der Zuhörer
Verlangen wurde

× Wilhelmshafen.
erlebe ich in Stra-
von Wilhelmshafen
Schwaben und eine
sonderen Leibes-
300 Pfennigfassen
selben und worf-
bancd eine Bösch-
fand.

× Düsseldorf, 17.
werde.) Am Frei-
netenstung zugun-
den Gefährlichkeit
ders eingehend die
abtaus heraufstuf-
tralegenoffenstuf-
benen Erwartungen
Wächter der Ramm-
richten.

× Krefeld, 17.
Geleutete felerien
find in Rant am 9.
geboten. Ihre erste
Barriere zu Rant-
tragen sind. Nach
lamm Aufwachsen
nen Familien in
Leben, um im Jahr

× Stolberg, 17.
wurde auf der hiesi-
legenschaft hat sich
lager.) In der Hol-
jah eine belagert-
1 Millionen Bind-
Stelle heißt, 30 Mi-
Kohlenfelder zwische-
bei der holländischen
Beelgebiet befinden
Durchstoßung des D

Handel, Ind.

Herabsetzung

Bei der Durchfö-
bekanntlich herausge-
des landwirtschaftli-
eine Dedung der Men-
erreich wird. Da n-
bank mit 32 Millia-
für das belagerte Ge-
nach Durchföhrung
Handelsbetriebe eine
lichen Dedung ergebe-
fig. Allerdings ist die
Grundlage der Belag-
darfstell. Für die La-
trag auszuweichen, son-
dem ersten Teilbetrag
natürlich fehlerhaft.
nach erfolgter Veran-
Es scheint nicht auszu-
ändert. Immerhin u-
tenantabforderung an
lichen Ueberhöhung der
anfangsgrundlagen
bei einer Vergrößerung
die Belasteten. Die e-
bereits am 1. April d.
trächtlicher Mißföhl v-
geben, der über das
Verwaltung der Rent-
ziehen. Es bestehen z-
des Rentenbank wird
herausgefordert. Ein
weiterer Bedarf
ordentlich bedenklich.
Ich der Beurteilung
Tatsächlich besteht
keine Reigung, es ist
erfähr, damit zu red-
lagung zur Vermögen
des Grundbesitzes erfo-
Umständen zuviel ge-
der zweiten, am 1. O-
den Anteilseignern
mäßig der Zahlung wiede-

× Herr Witmann hat
halb Jahren 800 Antr-
Konzeptionen eingegan-
europäischen Lande, son-

chische Kaiserreich
schaft mit Katho-
lische, der dem
während Josef in
die entsprechenden
überall Revolten

dem Feldzuge ein
den vollständig
te, sah, brach er
er den Mut, im
gemachten Ein-
ren, und zerstörte
ur das Toleranz-
sollten bestehen

hätte der Kaiser
und als er kurz
kommen hatte, wie
pelle das heilige
eler Anwesenheit;

ich, daß ich alles,
ung getan, nur in
er Untertanen zu
Gott in Rückzug
mit Barmherzig-
vollständige Mißer-
 hatten ihn zur

n, fast alle seine
herbe, rief er,
de." Am 17. und
tramente, am 20.
seinen Kabinets-
 Morgens ohne
und ein Tragödie

ft: Josephus II.,
Josef II., der für
er ganz.)

ihm sein Bruder
zog von Tostana
hätte, war durch
geworden und be-
Jahren der Wo-
chen Wochen war
wieder einig, auch
war, obwohl es
Mutter hilfreich
aus Habsburg ge-
ändert beharrten
öhnung an, war-
e Gelegenheit ab-
erfolg. Dieser re-
Kopf, viel ruhiger
Anständigkeit, die ihn

seits Reformen der
auch die General-
und die Ausbil-
identitätlichen Sal-
inhalten von un-
ständigen Zinangle-
n wurden später
manche von ihnen
ie waren keine

Zweifel Josefs
geiligt. So legte
das nur deshalb
gegenüber. Das
ne Gebirgung
dies beiden Re-
der vor einer Re-
ausbruch, weil sie
rückständig zu einer
r, leider aber in
dämonischen Cha-

eben und Wirtin
bezeichnen. Den
wie der mit ihm
Zeit auftauchende
gefangen feste,
stitten. Der Stuhl
erlummert; denn
Himmel wachsen.
auch in unlerer
die nicht aus Sit-
des Verderbens

ie Vergangenheit
e Elektrische mit
Bube und zwei
die ortsfremden
Gutdächer in die
sturm zu schauen,
n. Natürlich war
haffner Männlein
folgt seinem
mer — bleibt da
des vollen Spans-
Schaffner erklärt
heint der Nacht
Zeit zum Schlaf-
ensation: das
n, unhörbar tritt
orn offenen Tür-
seinem Haupte,
eten Marienplatz
ischen hält alles
das Kind, Müm-
wieder im Turm-
die Augen vom
als sei die Men-
ten, leucht sich der
tern leuchtete be-
ber der Strahlen-
Abend zuerst,

„Eilen Sie her-
Kind,“ antwortet
uch, „Mama hat
ad.“

Sagen Sie mal,
unter Wasser die
widerbe der Wa-
einen Mann, der
er ist jetzt schon
heraufgekommen.

Aus Westfalen und Rheinland.

× Münster, 17. Febr. (Ein Diözesanfest) ist vom Bischof auf den 14. bis 18. d. J. einberufen. Das letzte hat 1897 auch in Münster stattgefunden.

× Bielefeld, 17. Febr. (Volkschule.) Heute abend 8 Uhr findet der Vortrag des Herrn Dabitz über Beethovens Symphonien statt.

× Bochum, 17. Febr. (Die städtische Milchversorgung) soll eine durchgehende Änderung erfahren. Die Stadt wird aus der bestehenden Milchverteilungs-Gesellschaft, in der sie seit dreierlei Jahren vertreten war, austreten und eine neue Milchverteilungs-Gesellschaft in die Wege leiten, während über die Milch der freie Handel verfallen soll. Die Gesellschaft soll zum Vortreten der Milchhandelsorganisationen unter Vorbehalt der städtischen Kontrolle seitens der Stadt. Die Leitung dieser neuen Milchverteilungs-Gesellschaft erhält ein bisheriger Beamter der städtischen Milchversorgung, 40 Milchhändler Bochums sind bereits mit den Milchgroßhändlern der neuen Gesellschaft beizutreten.

× Dortmund, 17. Febr. (Zeitungsverbote.) Der Rom-mandierende General verbot für das gesamte besetzte Gebiet folgende Zeitungen und Zeitschriften: „Der Tag“ bis 8. August, „Berliner Börsen-Zeitung“ bis 8. Mai, „Berliner Nachrichten“ bis 15. Februar und die „Deutsche Stimme“ endgültig.

× Dortmund, 17. Febr. (Der Häuser- und Grundbesitzsum-jah) hat in den letzten Wochen hier eine merkwürdige Belebung erfahren. Die Nachfrage nach Baugelände, namentlich von Ge-nossenschaften und Siedlungsgesellschaften, ist sehr lebhaft. Die Preise für Grundstücke und Häuser bewegen sich auf ungefäh-
der selben Höhe wie 1914. Im Hafengelände möchte die Stadt allerdings für 100 Mark den Morgen erwerben, und im Entleerungsgebiet am neuen Zentralfriedhof bietet sie etwa 2000 Mark für den Morgen, während im benachbarten Rammel, unweit des Zentralfriedhofes, ungefähr 36 000 Mark für den Morgen gezahlt worden sind.

× Hagen, 17. Febr. (Verwaltung und Presse.) Ein kom-munistischer Redner verlangte in der letzten Stadtvorver-sammlung zugunsten einer Verdrößerung des Auditoriums eine Räumung der Krefeldstraße. Der Oberbürgermeister entge-gnete, eine ungehörige Presseberichterstattung komme der ge-samten Öffentlichkeit zugute und sei darum wichtiger als eine Ver-mehrung der Zuhörerschaft um einige Duzend. Das kommunistische Verlangen wurde abgelehnt.

× Mülheim-Ruhr, 17. Febr. (Einen schweren Herzeinfall) erlebte ein Straßenrüber, der sich abends auf ein auf der Fahrt von Mülheim-Ruhr nach Mülheim-Ruhr befindliches Ostauto schwan und eine Kiste abwarf und entwendete. Zu seinem be-sonderen Leidwesen wurde er festgenommen, daß die Kiste lediglich 300 Mark enthielt. Er beantragte sich mit 20 Stück ver-selben und wolle die Kiste um 280 Mark der Kiste mitent-nehmen eine Bösung hinab, wo man sie am anderen Morgen

× Düsseldorf, 17. Febr. (Konferenz über Fragen des San-d-werts.) Am Freitag fand unter Leitung des Handelskam-merpräsidenten Heder eine Besprechung der Handelskammer mit den Geschäftsführern der Handelskammer statt, in der be-sonders eingehend die Fragen der Kreditbeschaffung und des Preis-abbaus beraten wurden. Verlangt wurde die Reform der An-tragsanforderungskasse, im übrigen aber gewarnt vor übertrie-benen Erwartungen auf Staatshilfe. Sehr begrüßt wurde die Absicht der Kammer, eine Kalkulations-Kommision einzu-richten.

× Krefeld, 17. Febr. (Ein seltenes Ehepaar.) Zwei hiesige Eheleute feierten in diesen Tagen ihren 80. Geburtstag. Beide sind in Lant am Rhein am gleichen Tage, am 14. Febr. 1844, geboren. Ihre erste Begegnung erfolgte am Taufboden in der Pfarrkirche zu Lant, wo sie auch zusammen im Taufboden in der tragen sind. Nach gemeinsamem Schulbesuch und nach gemein-samem Aufwachsen als Knecht und Mädchen aus ansehnli-chen Familien in Lant schloßen sie vor 54 Jahren den Bund fürs Leben, um im Jahre 1890 nach Krefeld überzusiedeln.

× Stolberg, 17. Febr. (Die zehnminütige Arbeitszeit) wurde auf der hiesigen Spiegelmanufaktur eingeführt. Die Be-legschaft hat sich geschlossen der Neuordnung gefügt.

× Aachen, 17. Febr. (Ausbeutung holländischer Kohlen-lager.) In der holländischen und belgischen Presse verlautet, daß eine belgisch-französische Gesellschaft mit einem Kapital von 3 Millionen Pfund Sterling (oder, wie es an einer anderen Stelle heißt, 30 Millionen Gulden) sich um die Konzeßion der Kohlenfelder zwischen Rente und Renray, im sog. Reesgebiet, bei der holländischen Regierung bemüht. Die Kohlenlager im Reesgebiet befinden sich in sehr großer Tiefe. Auch verursacht die Durchstoßung des Deckgebirges große Schwierigkeiten.

Handel, Industrie und Volkswirtschaft.

Herabsetzung der Grundschuld für die Rentenmark.

Bei der Durchführung der Rentenbankverordnung hat sich bekanntlich herausgestellt, daß durch die 4proz. Belastung allein des landwirtschaftlichen Grundbesitzes im unbesetzten Gebiet eine Deckung der Rentenmark in Höhe von rund zwei Milliarden erreicht wird. Da nun Kapital und Grundbesitzlage der Renten-bank mit 32 Milliarden vorgesehen sind, wovon 800 Millionen für das besetzte Gebiet reserviert bleiben sollen, würde sich auch nach Durchführung der Umlage auf Industrie, gewerbliche und Handelsbetriebe eine beträchtliche Überhöhung der erforder-lichen Deckung ergeben. An sich ist dieser Zustand äußerst gün-
stig. Allerdings ist dabei auf die Tatsache zu verweisen, daß die Grundlage der Belastung der Wirtschaft nur ein Provisorium darstellt. Für die Landwirtschaft ist bekanntlich vom Mehrer-trag auszugehen, sonst vom Betriebsertrag (ermittelt nach dem ersten Teilbetrag der Bruttoverfügungssumme). Beides ist natürlich sehr schwach. Eine Korrektur der Fehlerquellen ist er-
st nach erfolgter Veranlagung zur Vermögenssteuer 1924 möglich. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß sich das Bild dann wesentlich ändert. Immerhin wird vor allem nach Ausdehnung der Ren-tenbankverordnung auf das besetzte Gebiet mit einer wesentli-chen Überhöhung der Deckung auch nach der Korrektur der Ver-anlagungsgrundlagen zu rechnen sein. Vorläufig bleibt es jedoch bei einer Verzinsung von 6 Prozent der Grundbelastung durch die Belasteten. Die erste Zinszahlung ist in Höhe von 3 Prozent bereits am 1. April d. J. fällig. Es wird sich demnach ein be-trächtlicher Rückfluß von Rentenbankschulden zur Rentenbank er-genen, der über das Maß des Erforderlichen hinausgeht. Die Verwaltung der Rentenbank hätte hieraus die Konsequenzen zu ziehen. Es bestehen zwei Möglichkeiten: entweder das Kapital der Rentenbank wird erhöht oder die Belastung des Grundbesitzes herabgesetzt. Die erste Maßnahme wäre, da gegenwärtig ein weiterer Bedarf an Zahlungsmitteln nicht besteht, außer-ordentlich bedenklich. Auch aus psychologischen Momenten hin-sichtlich der Beurteilung der Rentenmark wäre hier zu verweisen. Tatsächlich besteht auch zu einer Erhöhung des Grundkapitals keine Neigung, es ist vielmehr, wie die Berliner Börsenzeitung erzählt, damit zu rechnen, daß nach Durchführung der Veran-lagung zur Vermögenssteuer eine Ermäßigung der Belastung des Grundbesitzes erfolgt. Der am 1. April dieses Jahres unter Umgehung zweier geleistete Zinsbetrag wird dann entweder bei der zweiten, am 1. Oktober fälligen Zinsrate berücksichtigt oder den Anteilseignern anläßlich der Dividendenausschüttung ge-mäß der Satzung wiederverzinst.

Nachträgliche Konzeßionen.

Herr Litwinski hat jüngst erklärt, daß innerhalb von ander-halb Jahren 800 Anträge bzw. Vorschläge über Erteilung von Konzeßionen eingegangen seien, nicht nur aus nahezu jedem europäischen Lande, sondern auch aus Amerika und Japan. We-

Spiel und Sport.

Süddeutsches—Norddeutsches 4:2

Endspiel am den Bundespokal.

at. Frankfurt, 17. Febr. (Eig. Drahtb.) Die Endspiele um den Bundespokal waren von sehr festlichen Ereignissen. Der heu-tige Kampf ging unter idealen Voraussetzungen und vor nahe-zu 40 000 Zuschauern vor sich. Die Mannschaften traten in der in Nr. 38 mitgeteilten Aufstellung an; nur bei Norddeutschland war der Mittelfeldspieler Rahnke durch Dr. Eilhoff ersetzt. In beiden Mannschaften traten sich zwei kampferprobte Gebilde ge-genüber. Süddeutschland war, wie vorausgesehen, technisch besser, während der Norden schneller und energiegelader war. Der Kampf begann sehr ausgeglichen. Die Mannschaften haben vorerst mit der üblichen Aufregung zu kämpfen. Der Süden findet sich jedoch schneller und fann in der 12. Minute aus einer Ecke, die Rahnke dem Rechtsaußen Kuer mit dem Kopf schuß-recht vorlegte, in Führung gehen. Weiterhin ist das Spiel vertieft; jedoch ist Stuhlmann wenig beschäftigt. Bei einem energiegeladenen Vorstoß des Nordens gelingt es Rahnke, den Ausstoß zu erzielen. Der Süden treibt zeit-weiße Ueberkombination, während der Norden entschlossen drängt. Seine energiegeladene Arbeit wird in der 29. Minute nach schönem Zusammenstoß Rahnke und Harders mit dem zwei-ten Tor belohnt. Der Süden kommt langsam auf. Jedoch bleibt das Ergebnis bis zur Halbzeit 2:1 für Norddeutschland.

Nach Wiederanstoß kommt der süddeutsche Mittelfeld-stürmer nicht mehr so recht mit. Jedoch gleichen die glänzenden Schußleistungen dieses Minus wieder aus. Mehr ist es vorbe-halten in der 4. Minute durch unhaltbaren Schuß den Aus-stoß zu erzielen. Nun verliert der Süden das Tempo, und Franz gelingt es, in der 22. Minute nach schönem Zusammenstoß das dritte Tor zu erzielen. Nunmehr sind die süddeut-schen Repräsentationen nicht mehr zu halten. Mehr erzielt bei glänzender Durchspiel mit sehr haltbarem Schuß das erste Tor. Der Süden demonstriert bis zum Schluß einen glänzenden Fußball, gibt sich aber mit dem Er-gebnis zufrieden.

Kritik: Süddeutschland war in allen Teilen glänzend beschäftigt und zeigte immer ein vorzügliches Kombinations-spiel, während Norddeutschland durch schnelle und energiegeladene Schüsse keine Tore zu erzielen konnte. Das süddeutsche Innenstrio war auf voller Höhe. Rahnke von den Verteidigern der bessere, Müller zeitweise unklar. Stuhlmann in gewohnter Form. In der äußeren Reihe entfaltete Rahnke nach der angenehmen Seite; Rahnke und Rahnke stellten als Außenläufer ihren Mann, wenn sie auch mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Im Sturm konnte sich Rahnke nicht so recht finden, jedoch entlockten ihn Franz und Müller zeitweilige seines verantwortlichen Postens. Alle übrigen waren in echter Form; besonders Sutor ist noch zu nennen. Am norddeutschen Sturm war Jäger der ruhende Pol, während Harder und Hartmann zu sehr ihre Eigenheiten als Mittelfeldspieler verrieten; doch waren beide sehr zuverlässig. In der Halbreihe war Dr. Eilhoff der beste Mann. Müller in der Verteidigung bewies des öfteren, daß er seinem süddeutschen Namensvetter gleichwertig ist. Meier im Tor besaß glänzende Veranlagung, er kann für die Niederlage nicht ver-antwortlich gemacht werden. Dr. Bouwen als Schiedsrichter konnte nicht immer gefallen.

Gau Südwestfalen Berolth-Märkischer Gau 1:5.

rs. Eppenhansen, 17. Febr. (Eig. Drahtb.) Die Auserwähl-ten der beiden Gause feierten sich vor 6000 Zuschauern einen in-teressanten und vor allem fairen Kampf, den der Berg-Märk. Gau in unüberdienter Höhe gewinnen konnte. Die Südwest-

merlenswerter sei, daß die Zurückhaltung gegenüber Rußland im Schwinden begriffen sei, was insbesondere mit Bezug auf Eng-land festzustellen werden könne. Gerade von dort sei die Ziffer der Konzeßionen und Konzeßionsgesuche innerhalb der letzten Wo-che stark gewachsen. Die Konzeßionen, die dem ausländischen Unternehmertum die Tür nach Rußland wieder öffnen sollen, betreffen die allererstenbedürftigsten Wirtschaftszweige: Landwirt-schaft, Bergbau, Eisenbahnen, Bauholz und als wichtigsten von allen Erdöl. Immerhin sind von den 800 Anträgen, die während der abgelaufenen 18 Monate geprüft worden sind, nur etwa 7 Prozent angenommen worden, da Rußland in der Auswahl geeigneter Bewerber, wobei durchaus nicht nur das Kapital eine ausschlaggebende Rolle gespielt hat, sehr vorsichtig gewesen sei. An erster Stelle aller Antragsteller stehen ziffermäßig die Deutschen, was nach dem Verträge von Rapallo als selbstver-ständlich gelten konnte. Amerika hat nur im ersten Drittel der Tätigkeit des Konzeßionskomitees England überholt, während in den beiden folgenden die Zahl der britischen Anträge die der amerikanischen übersteigen konnte. Als Konzeßionen, die nicht nur erfüllt, sondern die bereits an der Arbeit sind, nannte Li-minoff die vereinigten Eisenbahn und Bauholz-Konzeßion von Rußland, die russisch-normale Bauholz-Konzeßion, die russisch-englische Bauholz-Konzeßion, die russisch-holländische Bauholz-Konzeßion, was die am meisten umstrittenen Konzeßionen, die für Erdöl, Abwasser, so sind bisher nur eine im Baugelände an die Barnsdale Corporation und eine zweite an eine italienische Gesellschaft erteilt worden. Vorberträge über andere Objekte sind teils vom Wirtschaftsamt, teils noch im Gange. Zu letzteren gehören die Verhandlungen mit einer englisch-amerikanischen Gruppe über den Abbau von Gold und anderen Edelmetallen, über Fischereirechte, über Eisenbahn-bauten in Zentralasien, über den Bau von Elevatoren, Seiden-zucht, Baumwollbau in Turkestan u. a. Alle diese Vorfälle binnen kurzem zum Abschluß gelangen.

* Falsche Reichsbanknoten über 100 Millionen Mark. Von den in letzter Zeit ausgegebenen Reichsbanknoten über 100 Mil-lionen Mark mit dem Datum des 28. Oktober 1923, die als Schutz ein natürliches Wasserzeichen — Dittelsblätter in orna-mentaler Verarbeitung — sowie im Papierstoff einabgeteilete purpurrote und grüne Pflanzenfasern tragen, sind Fälschungen aufgetaucht, die als solche an dem Fehlen oder der mangel-haften Nachahmung der Schutzmerkmale — Wasserzeichen und Pflanzenfasern — un schwer zu erkennen sind. Vor Annah-me dieser Fälschungen wird gewarnt. Für die Aufdeckung von Fälschungen werden Belohnungen und dafür führende Angaben zählt die Reichsbank hohe Belohnungen.

* Ausprägung von Rentenpfennigen. Im Monat Januar dieses Jahres wurden in den deutschen Münzhütten ausgeprägt: an 1 Pf.-Stücken 222 582 Stk., an 2 Pf.-Stücken 375 620 Stk., an 5 Pf.-Stücken 370 910 Stk., an 10 Pf.-Stücken 340 542 Stk., an 50 Pf.-Stücken 293 000 Stk., jedoch sich unter Hinzufügung der früher geprägten Münzen eine Gesamtanzahl ergibt für 1 Pf.-Stücke von 387 167 Stk., für 2 Pf.-Stücke von 579 165 Stk., für 5 Pf.-Stücke von 525 064 Stk., für 10 Pf.-Stücke von 959 234 Stk. und für 50 Pf.-Stücke von 337 000 Stk.

* Das Anwachsen der Leipziger Messe. Die Leipziger Messe ist in ständigem Wachsen begriffen. Zur bevorstehenden Früh-jahrmesse werden insgesamt 275 000 Quadratmeter Ausstel-lungsfläche zur Verfügung stehen. Diese Zahl umfaßt allerdings die gesamten Gebäude- bzw. Stadtwirtschaftlichen einschließlich Treppen, Korridoren und Nebenräumen. Da erhaltungsgemäß

falen waren meist ein gleichwertiger Gegner, errieten sich aber zu viel in Einzelkämpfen. Die Folge des schlechten Zusam-menhaltens waren vier Tore, die der Berg-Märk. Gau bis zur Halbzeit vorlegen konnte. Zuvörderst unter-nahmen die Südwestfalen Gegenvorstöße, die aber der über-ragend spielende Heldener im Tor zunichte machen konnte. Nach der Halbzeit haben sich die Südwestfalen umgestellt, und zwar nahm Dr. Homann den Posten des Halbkürten ein, wäh-rend Schmitz nunmehr in der Mitte kürierte. Die Folge war bessere Zusammenarbeit des Innensturmes. Dr. Homann ge-lingt es, nach schönem Zusammenstoß ein Tor aufzuheben, wäh-rend Rahnke bei einem schnellen Vorstoß den alten Vorstoß wiederherstellt. Der Rest des Spieles steht im Zeichen der Süd-westfalen, die sich energisch um eine Besserung des Ergebnisses bemühen, jedoch vergebens.

Kritik: Beim Sieger gefiel der Innensturm; in der äußeren Reihe dominierte Rahnke. Die Verteidigung entsprach den Erwartungen. Heldener im Tor stellte erneut seine große Klasse unter Beweis. Die Südwestfalen litten zu sehr am Lampenfehl. Der Innensturm spielte erst nach der Umstellung much besser. In der Halbreihe gefiel der junge Kraft, der im Auge zu behalten ist. Mit dem Schiedsrichter war man beider-seits zufrieden.

Westfalengau Rheingau ausgefallen.

en. Gessentischen, 17. Febr. (Eig. Drahtb.) Das Spiel mußte ausfallen, da der Rheingau eine spielstarke Mann-schaft angeblich nicht zusammenbringen konnte. Die in Frage kommenden Vereine sind mit Ermitt-lung des Südbreismeisters beschäftigt. Die Erklärung des Rhein-gauvorstandes ist sehr faßlich, umso mehr, als dem Südbreis-mann zwanzig Sonntage zur Ermittlung seines Meisters in nur zehn Meisterschaftsspielen zur Verfügung standen. Heute sind auch diese zehn Spiele noch nicht einmal unter Dach und Fach gebracht.

Weitere Fußballergebnisse.

Westdeutschland: Meisterschaftsspiele: Rheingau: B. f. A. — C. f. Kallenpfeile, Köln 2:1 * Rhön-Rhein, Köln — Mülheimer S. B. 0:0 * Köln B. C. — Sp. Ba. Köln-Süd 3:1 * 2 * Dürener A. C. — Alemannia, Aachen 1:0 * Gesellschaftsspiel: Kölner S. C. — Borussia Conc. Düsseldorf 2:1 * Borussia, M.-Gladbach — Tuens, Düren 4:0 * Ruhrpott: Brechen, Essen — Arminia, Münster 4:0 * S. B. Dortmund 08 — Essener S. B. 99 1:2 * Mürit. B. B. — Minden — B. f. B. Dortmund 5:0 * Berg-Märk. Gau: Dortmund 95 — Schwarz-Rhein, Essen 1:3 * B. B. Düsseldorf 04 — T. B. Barmen 72 4:1 * Gef. Spiel: Düsseldorf, S. C. 99 — Spilena, Rhndt 2:1 * Gau Rhe-derheim: Duisburger Sp. B. — Brechen, Krefeld, Kampfs für Duisburg gewonnen * Union, Krefeld — B. f. v. Ruhrort 1:2 * Gef.-Sp.: B. B. Duisburg 08 — B. f. A. Mülheim 2:0.

Süddeutschland: Endspiele um die Süddeutsche Meisterschaft: Stuttgart: Stuttgarter Riders (Meister von Würt-temberg, Baden) — Mannheim Waldhof (Meister des Rheinbezirks) 2:0 * Neunkirchen: Borussia, Neun-kirchen (Meister des Bezirks Rheinheffen-Saar) — F. S. B. Frankfurt (Meister des Mainbezirks) 2:2.

Brandenburg: Oberliga: Abteilung A: Berliner S. B. — Viktoria, Berlin 1:0 * Norden Nordwest, Ber-lin — Vodenwalde 1:1 * Abteilung B: Hertha, Ber-lin — Spandauer S. B. 1:2 * Bader, Berlin — Alemannia, Berlin 4:3 * B. f. B. Bantow — Barmers, Berlin 0:5 * Tennis Borussia — Union, Oberhavel 2:0.

der ruhbare Ausstellungsraum hiervon etwa dreifünftel aus-macht, die verbleibende Fläche zur bevorstehenden Frühjahrs-messe auf annähernd 170 000 Quadratmeter zu schätzen; hierin sind die Dedenflächen und Freiflächen inbegriffen.

* Verbot der Nahrungsmittelzufuhr aus Belgien. Durch eine Verordnung soll, wie Havas aus Brüssel meldet, die Aus-fuhr von Rindfleisch, Schweinen, Schweinefleisch und Käse ver-boten werden. Für alle übrigen Waren soll das System der Aus-fuhrbewilligung eingeführt werden, um eine übermäßige Aus-fuhr von Nahrungsmitteln zu verhindern.

Verantwortlich für Politik: Chefredakteur Dr. Karl Maser, für Handel und Volkswirtschaft: A. Lübe, für Provinz und Kreisleitung: Peter Werland, für den Nachrichtendienst und Sport: Dr. Hans Conken jr., sämtlich in Münster i. W. Ber-liner Redaktion: Dr. Franz Fortmann, Berlin-Halensee.

Familien-Nachrichten.

Geburten: Heinrich Compagnie u. Frau Käthe, geb. Werbaum, Rottrop, 1 S. * Stud.-Rat Dr. Rud. Schulte u. Frau Josepha, geb. Grote, Münster, 1 S. * Hugo Voh u. Frau India, geb. Borgmann, Winterode, 1 S. * Verlobungen: Mine Buttgeriet, Haltern u. Joh. Bahl, Berne * Willy Braun, Bocholt u. Alb. Stehling, Münster * Margret Gröbner, Ahlen u. Reg.-Rat Alf. Rastner, Rottrop * Wablen Hesse, Hagen u. Rud. Breilmann, Emsdetten * Regina Franken, Dammersdorf u. Gymn.-Prof. P. Hermann, Boppard * Anna Krüger u. Bernh. Kuhlmann, Borchgast * Maria Steinicke, Münster u. Fritz Volkmar, Düsseldorf * Heiraten: Rud. Krafter, Coesfeld u. Berta Maas, Hamburg * Ede. Debel u. Marie-Quise Kleberg, Köln-Marienburg * Todesfälle: Wwe. Berglar-Platz, geb. Gertrud Strammann, 84 J., Bohe bei Benninghausen * Ferd. Zumbirt, 80 J., Dorsten * Spinn-meister Joh. Kemper, 81 J., Bocholt * Wwe. Joh. Schmitz geb. Bloemers, 48 J., Bocholt * Kaufm. Fritz Bielefeld, 71 J., Greven * Gerh. Brodmann, 78 J., Greven. * Wwe. Franz Bormann, 55 J., Berne * Frau Carl Sauer, geb. Eugenie Bahrenslager, 41 J., Köln-Merheim * Frau Justizrat Le-hanne, geb. Lina Laßaus, 75 J., Köln * Frau Geh. Justizrat Dr. Fidler, geb. Maria Fidermann, 70 J., Münster.

Ihre Vermählung geben bekannt:

Staatsanwaltschaftsrat Dr. Willi Kesseböhmer

und

Frau Louise geb. Lueb

Essen, Tuliensstraße 48, z. Zl. Münster i. W., Hotel Fürstenhof,

19. Februar 1924.

